

2 Kopräsenz »revisited«: Goffman und danach

Jedes Nachdenken über das Verhältnis von Kopräsenz und Sprache und über Phänomene des Wandels von Kopräsenz setzt ein Verständnis von dem voraus, was mit Kopräsenz im Kern gemeint ist. Darauf wollen wir jetzt eingehen, und wir müssen dafür etwas weiter ausholen. Zunächst gilt es, an Goffman und Luhmann anzuknüpfen und Kopräsenz als eine unter den Anwesenden selbst hergestellte Kommunikationsbedingung zu bestimmen. Das Stichwort dafür ist Wahrnehmungswahrnehmung. Mit dem Moment, in dem wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, emergiert die Sozialform der Interaktion, die sich dadurch von anderen Sozialformen der Kommunikation unterscheidet (die z.B. auf Lesbarkeit beruhen). Ausgehend von diesem Kernverständnis von Interaktion lassen sich in einem nächsten Schritt problematische Annahmen ausmachen, die mit Kopräsenz und Interaktion oftmals stillschweigend verbunden worden sind: das Raum-Zeit-Apriori, die Stilisierung von Unmittelbarkeit und die »Agency«-Idealisierung. Diese eher vorausgesetzten als explizierten Annahmen haben maßgeblich zu dem beigetragen, was hier als Mythos Kopräsenz bezeichnet wird und darin besteht, Kopräsenz als einen natürlich-primordialen Prototyp unmittelbar-direkter Kommunikation zu verklären. Dieser Verklärung gilt es entgegenzutreten. Weder ist Kopräsenz einfach gegeben oder nicht gegeben, noch ist die Interaktionssituation eine »natürliche« Situation, vor der andere Kommunikationssituationen nur noch als »künstliche« Abweichungen erscheinen können. An die Stelle der »natürlichen« Interaktionssituation tritt die Vorstellung einer grundsätzlichen Konfiguriertheit von Kopräsenz. Kopräsenz erweist sich sodann als eine extrem wandlungsfähige und robuste Kommunikationsbedingung, die auf höchst vielfältige Weise offen ist für soziale Konfigurationen aller Art.

Kopräsenz als Kommunikationsbedingung: Interaktion und Wahrnehmungswahrnehmung

Mit »Interaktion« wird im Alltagssprachgebrauch alles Mögliche bezeichnet, was in irgendeiner Weise mit Phänomenen der Wechselwirkung zu tun hat, so dass man z.B. sagen kann, dass der Computer mit dem Beamer »interagiert« (oder häufiger offenbar gerade nicht mit ihm »interagiert«). Darunter fallen auch unterschiedlichste Erscheinungsformen des (wechselseitigen) Austauschs mit Anderen, sei es mündlich oder schriftlich, nah oder fern, gleichzeitig oder zeitversetzt. »Interaktion« ist in diesem weiten Sinn zu einem »Zauberwort des 21. Jahrhunderts« geworden (s. Abb. 8). In Abgrenzung von diesem »Zauberwort« werden wir dafür plädieren, in Anlehnung an die Pionierarbeiten von Erving Goffman daran festzuhalten, dass Kopräsenz auf die Anwesenheit der Beteiligten angewiesen ist (I.). Damit ist es freilich nicht getan. Anwesenheit darf nicht als Vorbedingung der Interaktion missverstanden, sondern muss als Effekt und Leistung der Interaktion begriffen werden, als emergentes Phänomen. Für diesen Schritt kann man an die Rezeption Goffmans in der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann anschließen: Aus physischer Anwesenheit wird dann soziale Anwesenheit, die auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht und bereits als Interaktionseffekt anzusehen ist (II.). Sie hält so lange an, wie unter den Interaktionsbeteiligten Gewissheit darüber besteht, dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. *Wie* diese Gewissheit zustande gebracht wird, ist damit noch nicht gesagt, aber für eine angemessene Einschätzung von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung wichtig (III.).

I.

Der Ausdruck Interaktion hat im Alltagssprachgebrauch längst seine eher fachsprachliche Bindung an einen bestimmten Typus der Kommunikation verloren. Vielleicht konnte er gerade deshalb zu einem »Zauberwort« werden (s. Abb. 8).

Abb. 8: »Interaktion« als Zauberwort (Hinweis von Elvira Glaser, Quelle nicht mehr zu ermitteln)



Die hier wiedergegebene Abbildung hat mir eine befreundete Kollegin vor einigen Jahren zukommen lassen, um mir – als »Interaktionsforscher« – zu Weihnachten eine Freude zu bereiten. Natürlich konnte sie nicht ahnen, dass diese Darstellung bei mir das Gegenteil von Freude ausgelöst hat, was die Art und Weise betrifft, in der hier illustriert wird, was mit dem »Zauberwort des 21. Jahrhunderts« als »Interaktion« aufgerufen wird: Wir sehen eine junge Frau lässig mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Sofa liegen, dabei mit einer Hand einen tragbaren Computer haltend, auf dessen Bildschirm sie gerade schaut. Offenkundig ist das die Inszenierung eines möglichst zwanglosen Umgangs mit mobilen elektronischen Geräten als Inbegriff einer nicht mehr an Stuhl und Tisch gebundenen Technologie, die überall, eben auch »zu Hause«, eine Verbindung mit dem Internet und ein daraus resultierendes Dabeisein zwischen Arbeit und Freizeit, Konzentration und Entspannung, Öffentlichkeit und Privatheit ermöglicht. Was genau dabei gesehen und gehört werden mag und ob dabei z.B. Sprache eine Rolle spielt, bleibt unsichtbar und ist für diese Art von »Interaktions«-Inszenierung offenbar unbedeutend. Damit ist das Bild ein ungewollt anschaulicher Beleg für die Erosion des interaktionssoziologisch engen Interaktionsbegriffes, wie ihn Erving Goffman mit Kopräsens verbunden hatte. Um den zu illustrieren, hätte es mindestens eine weitere Person im Bild gebraucht. Wie wir schon eingangs erwähnt hatten, ist nach Goffman für das Anlaufen von Interaktion – in erster Annäherung – die

Anwesenheit von mindestens zwei Personen erforderlich. Kopräsenz dieser Art wird hier offensichtlich *nicht* inszeniert.

Für Goffmans Verständnis von Kopräsenz ist das Zusammensein von Personen zentral. Sprache kann, muss aber nicht dabei sein. Das verdeutlichen Beispiele wie das gemeinsame Warten an der Ampel (in nebeneinanderstehenden Autos), gemeinsame sportliche Aktivitäten wie beim Boxkampf, das Kartenspiel, der Tanz oder auch die Durchführung einer Operation im OP. Sie belegen, dass Kopräsenz auch gut ohne das Sprechen-und-Zuhören der Beteiligten auskommen kann. In genau diesem Sinn ist die Sprache nur eine »Gästin« in der Interaktion. Was im Deutschen als Gespräch bezeichnet wird, wäre also nicht mehr als eine Erscheinungsform (eine Konfiguration) der Interaktion (unter vielen anderen), die sich dadurch auszeichnet, dass dabei dem Sprechen-und-Zuhören eine besondere Bedeutung zukommt. Es kommt hinzu: Damit überhaupt gesprochen und zugehört werden kann, müssen basale Erfordernisse gemeinsamer Anwesenheit sichergestellt sein, die bei der Inanspruchnahme von Sprache schon vorausgesetzt sind und die das Aufkommen von Sprache in Interaktion unauflöslich grundieren. Wenn man einen umfassenden Sammelbegriff für das sucht, was hier vorausgesetzt wird, der zugleich abstrakt genug ist, um verschiedene empirische Ausprägungen und Konfigurationen von Interaktion erfassen zu können, landet man beim Begriff der Kopräsenz bzw. bei seinem deutschsprachigen Äquivalent der Anwesenheit in der Bedeutung von »Präsenz, Zugesehensein von jemandem«.¹ Man kann dann sagen, dass Interaktion (und mit ihr das Gespräch) Kommunikation unter Anwesenden ist und damit Fälle von Kommunikation ausschließen, bei denen die Beteiligten nicht gemeinsam zugegen sind, sondern z.B. einer ein Buch liest, das eine andere geschrieben hat, die gerade nicht zugegen ist. In erster Annäherung kann man auf diese Weise die Sozialform der Interaktion durch das Kriterium der Anwesenheit von mindestens zwei Personen von anderen Sozialformen abgrenzen. Das ist aber erst der Anfang, nicht schon das Ende der Auseinandersetzung mit Kopräsenz.²

Kopräsenz ist zunächst nicht mehr als ein abstraktes Kürzel für Anwesenheit. In der Konfiguration des Gesprächs steht es dafür, dass beim Sprechen-und-Zuhören die Hörbarkeit des Gesprochenen und damit zusammenhängend eine bestimmte Nähe der Körper von Sprecherin und Zuhörer, aber auch eine bestimmte Form der aufeinander bezogenen Aufmerksamkeit füreinander gegeben sein müssen. Wenn man einmal anfängt, sich über Implikationen dieser Art Gedanken zu machen, erweist sich die Interaktion schnell als störanfällig und Kopräsenz als ein anspruchsvolles und kostbares Gut. Man

könnte deshalb auf die Idee kommen, darin eine vorab bestehende Voraussetzung oder zu sichernde Bedingung zu sehen, die der Interaktion selbst (noch) äußerlich bleibt und eben als vorab zu sichernde Grundlage anzusehen ist. So spricht z.B. manches dafür, das von Alfred Schütz sogenannte »wechselseitige Sich-aufeinander-einstimmen«, mit dem Schütz so unterschiedliche Konzepte wie Sartres »regard«, Cooleys »face-to-face relationship« und Schelers »alter ego« im Sinne einer »Wir-Beziehung« oder »umweltlichen sozialen Beziehung« auf einen Nenner bringt,³ als interaktions- und kommunikationsvorgängig anzusehen. Für Christian Meyer kommt in Schütz' Konzept deshalb letztlich die Vorstellung einer Art »primordialer menschlicher Sozialität« zum Ausdruck.⁴ Kopräsenz und Interaktion würden damit streng genommen auseinanderfallen. Dazu passt, dass die Schütz'schen »grundlegenden Idealisierungen« im Kontext der von ihm postulierten »Reziprozität der Perspektiven« (»Vertauschbarkeit der Standpunkte«, »Kongruenz der Relevanzsysteme«)⁵ häufig auch als Merkmale akteursbezogener Fähigkeiten, also als der Interaktion vorgelagerte Prämissen von so etwas wie Interaktionsfähigkeit verstanden werden. Wir sehen darin eine charakteristische »Agency«-Idealisierung, die zum Mythos Kopräsenz nicht unwesentlich beigetragen hat (s. noch u.). Im Gegensatz dazu wollen wir Kopräsenz als ein Phänomen verstehen, das selbst bereits als Effekt und Hervorbringung von Interaktion zustande kommt, also nicht als Interaktionsfähigkeit vorausgesetzt werden kann, sondern als Ergebnis von Interaktion anzusehen ist. Interaktion ist der Prozess, der dadurch in Gang kommt, dass Kopräsenz erzeugt wird. Goffman postuliert dafür eine Art Kurzschluss, der automatisch Interaktion als »kleines System wechselseitig bestätigter und rituell geregelter Handlungen von Angesicht zu Angesicht«⁶ anlaufen lässt und den Beteiligten gewissermaßen gar keine Wahl mehr lässt zu entscheiden, ob sie anwesend sein wollen oder nicht. Dafür genügt es, dass Personen auf irgendeine Weise in das Feld ihres gegenseitigen Präsent-, Da- bzw. Zugegenseins geraten: Kopräsent sind dann »those who are at the moment in one another's immediate presence«.⁷ Das hat offenkundig etwas mit Bedingungen von Nähe und Überschaubarkeit zu tun, unter denen das gemeinsame Zugegensein nicht länger ignorierbar ist oder aber das Ignorieren selbst schon Teil der Interaktion würde.

Wenn man sich weiter fragt, was es ist, das hier nicht länger ignoriert werden kann, landet man bei Aufmerksamkeit und Wahrnehmung: »Persons must sense that they are close enough to be perceived in whatever they are doing, including their experiencing of others, and close enough to be perceived in this sensing of being perceived.«⁸ In das Feld wechselseitiger Aufmerk-

samkeit zu geraten, heißt demzufolge: dass man wahrnehmen kann, dass die eigene Wahrnehmung der oder des Anderen von der oder dem Anderen ihrerseits wahrgenommen wird. Es geht also um Wahrnehmungswahrnehmung bzw. reflexives Wahrnehmen. Kopräsent ist man, indem – und in dem Maße, in dem – man wahrnehmen kann, dass man wahrgenommen wird und die Wahrnehmung reflexiv wird.⁹ Genau damit läuft die Interaktion im Sinne eines genuin sozialen Geschehens an, was immer die Beteiligten dann noch unternehmen mögen (inklusive: auseinandergehen). Hier liegt das viel zitierte erste Axiom der Kommunikation begründet, nach dem man nicht nicht kommunizieren kann: Unter der Bedingung wechselseitiger Wahrnehmbarkeit wird noch der Versuch, nicht zu kommunizieren (z.B. durch ostentatives Abwenden des Blicks), als Kommunikation genau dieser Intention verstanden. »Dies ist nicht weniger ein Kommunikationsaustausch«, notieren Watzlawick, Beavin und Jackson in ihrer viel zitierten Studie über »Menschliche Kommunikation«, »als ein angeregtes Gespräch.«¹⁰ Dabei ist allerdings stillschweigend vorausgesetzt, dass die Beteiligten bereits für reflexives Wahrnehmen sensibilisiert sind und die dafür notwendigen Fähigkeiten mitbringen. Es gibt viel Evidenz, dass das bei Babys mit ca. neun Monaten der Fall ist. Ohne auf das Konzept reflexiver Wahrnehmung (oder das der Wahrnehmungswahrnehmung) zurückzugreifen, beschreibt Michael Tomasello den fraglichen Sachverhalt als ein Phänomen »rekursiver« Sozialität:

Wichtig ist, dass [...] die Interaktion nicht nur triadisch ist – das Baby und der Erwachsene teilen die Aufmerksamkeit mit Bezug auf einen äußeren Gegenstand oder eine Situation –, sondern zusätzlich eine Art rekursiver sozialer Struktur aufweist. Das Baby achtet nicht nur auf die Aufmerksamkeit des Erwachsenen mit Bezug auf den Gegenstand, sondern auch auf die Aufmerksamkeit gegenüber seiner Aufmerksamkeit mit Bezug auf den Gegenstand und auf die Aufmerksamkeit des Erwachsenen gegenüber seiner Aufmerksamkeit gegenüber der Aufmerksamkeit des Erwachsenen mit Bezug auf den Gegenstand und so weiter.¹¹

Das Aufmerksamwerden auf die Aufmerksamkeit der oder des Anderen auf die eigene Aufmerksamkeit wollen wir vereinfachend als Phänomen »reflexiver Aufmerksamkeit« bezeichnen, weil es auf die Rück- und Selbstbezüglichkeit der Aufmerksamkeit ankommt. Es beschreibt exakt den Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung. So ist es kein Zufall, dass bereits Goffman immer wieder von einem geteilten bzw. gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus

(»joint focus of attention«) spricht, der durch Wahrnehmungswahrnehmung konstituiert wird: »When in each other's immediate presence individuals are admirably placed to share a joint focus of attention, perceive that they do so, and perceive this perceiving.«¹² Wenn dieser wechselseitig geteilte Aufmerksamkeitsfokus mit rekursiver Aufmerksamkeit auf die Aufmerksamkeitsaufmerksamkeit der oder des Anderen einmal etabliert ist, lässt sich Kommunikation in Form von Interaktion nicht mehr vermeiden. Nicht zuletzt deshalb beschreibt die Fähigkeit zu reflexiver Aufmerksamkeit einen Meilenstein in der Ontogenese.¹³ Wir sehen in dem daraus resultierenden Axiom von der Unmöglichkeit der Kommunikationsvermeidung bei reflexiver Aufmerksamkeit einen Schlüsselsachverhalt für Kopräsens, weil er die Emergenz einer genuin sozialen Wirklichkeit der Interaktion eindrücklich vor Augen führt.

Goffman hat auf eine wichtige Implikation reflexiver Aufmerksamkeit hingewiesen, die oft übersehen wird. Bei reflexiver Aufmerksamkeit, d.h. unter der Bedingung von Kopräsens, ist jede und jeder der Beteiligten zugleich Sender:in und Empfänger:in: »[N]ot only are the receiving and conveying of the naked and embodied kind, but each giver is himself a receiver, and each receiver is a giver.«¹⁴ So ist in einem Gespräch die Sprecherin nicht nur »Senderin«, sondern zugleich auch »Empfängerin«, weil sie nicht umhin kann zu registrieren, ob und wie das Gesprochene aufgenommen wird. Umgekehrt ist der Zuhörer nicht nur »Empfänger«, sondern zugleich auch »Sender«, weil er nicht umhinkann, mit seinem Verhalten eine Art Rückmeldung zum Gehörten zu geben. Das Nacheinander von Sendung und Empfang, das uns aus anderen Sozialformen der Kommunikation unter Abwesenden so geläufig ist, erscheint unter Anwesenden aufgehoben in einer grundsätzlichen Gleichzeitigkeit und Wechselseitigkeit sozialer Interaktion. Und noch diese Formulierung wird dem Sachverhalt nicht ganz gerecht, weil sie mit der Vorstellung von »Sendung« und »Empfang« eine Semantik und Metaphorik der Trennung und des Nacheinanders von Produktion und Rezeption von Mitteilungen in Anspruch nimmt, die der Natur von Kopräsens notgedrungen äußerlich bleibt; Kopräsens ereignet sich simultan und instantan, was die Produktion und Rezeption von Mitteilungen betrifft.

II.

Wenn wir Kopräsens oben in erster Annäherung als Kürzel für Anwesenheit und Interaktion entsprechend als »Kommunikation unter Anwesenden«¹⁵ eingeführt haben, müssen wir jetzt hinzufügen, dass die dabei implizierte

Anwesenheit keine Voraussetzung, sondern selbst schon ein Effekt von Interaktion ist. Darauf hat insbesondere Niklas Luhmann in seiner Rezeption der interaktionssoziologischen Studien Goffmans ausdrücklich hingewiesen. Über Anwesenheit wird in und mit Interaktion entschieden. Interaktionssysteme »schließen alles ein, was als ›anwesend‹ behandelt werden kann, und können gegebenenfalls unter Anwesenden darüber entscheiden, was als anwesend zu behandeln ist und was nicht.«¹⁶ Der Mechanismus, über den diese Grenzziehung erfolgt, ist der Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung und der damit sich einstellenden Reflexivität wechselseitiger Wahrnehmung der Beteiligten. In dieser Betonung der Relevanz von Wahrnehmung für Interaktion folgt Luhmann den Beobachtungen von Goffman, der Anwesenheit (»copresence«) daran knüpft, dass Personen einander in das Feld ihrer gegenseitigen Wahrnehmung geraten und auf ihre Aufmerksamkeit füreinander aufmerksam werden und damit anfangen, kopräsent miteinander zu interagieren. Luhmann abstrahiert diese Beobachtungen, indem er die über reflexive Wahrnehmung hergestellte Anwesenheit zur Kommunikationsbedingung macht, die auf der Grundlage dieser Bedingung emergierende Kommunikation als »Interaktion« bezeichnet und die dabei entstehenden sozialen Systeme als »Interaktionssysteme« einführt. Diesem Sprachgebrauch folgen wir. Kopräsenz (Anwesenheit in Luhmanns Sinn) ist eine Kommunikationsbedingung unter anderen, und unter Interaktion verstehen wir die von dieser Bedingung abhängige Kommunikation. Komplizierend kommt hinzu (worauf wir eben schon hingewiesen haben), dass Kopräsenz keine der Interaktion vorgelagerte Voraussetzung ist, sondern mit und durch Interaktion erst in die Welt kommt. Verantwortlich dafür ist der Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung.

In Luhmanns Theoriegebäude kann Anwesenheit schon deshalb kein interaktionsexternes Konstitutionsprinzip sein, weil soziale Systeme autopoietische Systeme sind, die die Grundelemente, aus denen sie bestehen, selbst herstellen. Auch Interaktionssysteme bestehen deshalb nicht aus Anwesenden, die kopräsent vor Ort sind, sondern aus Interaktionen, in und mit denen Anwesenheit hergestellt wird. Dafür braucht es Ressourcen (wie z.B. lebende und denkende Menschen), aber die Interaktion schafft sich auf der Grundlage solcher Ressourcen selbst- und rückbezüglich, was sie für ihre Operationen braucht. Kopräsenz als Kommunikationsbedingung ist also interaktiv hergestellte Anwesenheit. Luhmann hat die Eckpunkte einer (wie von ihm immer wieder betont: noch auszuarbeitenden) Theorie der Interaktionssysteme schon früh skizziert und danach im Grunde nur noch an den

Stand seiner allgemeinen Theorieentwicklung angepasst.¹⁷ Der elementar wichtige Übergang von physischer zu sozialer, d.h. interaktiv hergestellter Anwesenheit findet sich in diesen Eckpunkten immer wieder als Postulat der Festlegung der Grenzen des Interaktionssystems durch das Interaktionssystem selbst. In einer der ersten Annäherungen an Interaktion im Sinne »einfacher Sozialsysteme« (1972) liest sich das so:

Wir wollen als definierendes Merkmal für »elementare Interaktion« ebenso wie für »einfaches Sozialsystem« die *Anwesenheit der Beteiligten* benutzen. Die *Beteiligten* sind diejenigen, die eigenes Erleben und Handeln zur jeweiligen Interaktion beisteuern. *Anwesend* sind sie, wenn und soweit sie einander wechselseitig (also nicht nur einseitig!) wahrnehmen können. Soziale Konventionen über Wahrnehmbarkeit und Anwesenheit werden nicht zur Definition des Begriffs benutzt, sondern als mögliche Strukturmerkmale und Grenzdefinitionen der Systeme selbst angesehen, damit sie im Bezugsrahmen der Theorie analysierbar bleiben. Das heißt: *Innerhalb* einfacher Sozialsysteme kann es vorkommen, dass Anwesende als nicht-anwesend behandelt werden oder Wahrnehmbares als nicht-wahrnehmbar angesehen wird.¹⁸

In dieser Definition sind die wesentlichen Bestimmungsstücke im Prinzip enthalten: die Auszeichnung der Bedeutung von Anwesenheit, die Erklärung von Anwesenheit durch wechselseitige Wahrnehmung (eigens hervorgehoben) und die Betonung der Grenzdefinition durch das System selbst. Schließlich ist auch der illustrierende Verweis auf die Behandlung von Anwesenden als Nichtanwesenden in der Folge Luhmanns Standardargument dafür, dass Interaktionssysteme selber über Anwesenheit entscheiden, dass, anders gesagt, Anwesenheit schon eine Leistung des Systems ist. In dem lange unveröffentlicht gebliebenen Manuskript zum Unterschied von Systembildung und Systemdifferenzierung von 1975 heißt es:

Dank der hohen Komplexität der auf Wahrnehmung und Handlung beruhenden Interaktionsprozesse kann das Prinzip der Anwesenheit benutzt werden, um sich selber zu definieren. Das Konstitutionsprinzip der Systembildung dient dann zugleich der Grenzziehung und der selektiven Reduktion. Mit der selbstselektiven Systembildung unter Anwesenden wird zugleich entschieden, dass nicht alles Anwesende als anwesend zu behandeln ist. [...] Selbst Personen können auftreten, die im System als Umwelt oder gar als Nichtpersonen behandelt werden – etwa Diener, die bedienen;

Fensterputzer, die während der Sitzung die Fenster putzen; Passanten, die vorübergehen, während man sich mit einem Bekannten unterhält. [...] Anwesenheit ist, mit anderen Worten, ein selbstreferentielles Systembildungsprinzip, das die Grundlagen seiner eigenen Definition liefert.¹⁹

Man kann darüber streiten, ob »Diener, die bedienen« und die von denen, die sie bedienen, als »Nichtpersonen behandelt werden«, schon deshalb auch als nicht anwesend behandelt werden, zumal das Bedienen rudimentäre Formen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation erfordert und in diesem Sinne Interaktion darstellt. Aber unabhängig davon bewährt sich das Argument, dass in und mit Interaktion der Anwesenheitsstatus der Beteiligten definiert wird, es also einen Übergang von physischer zu sozialer Anwesenheit braucht. Viele empirische Belege dafür finden sich auch in den Arbeiten Goffmans. Aber der theoretische Take-off zu Kopräsenz als einem »selbstreferentielle[n] Systembildungsprinzip« findet sich eben doch erst bei Luhmann. Man kann dann anschaulich nachverfolgen, wie dieser Take-off von den Weiterentwicklungen der Theorie profitiert. Ein guter Beleg dafür ist die prominente Wiederaufnahme der Interaktionstheorie im Rahmen der Klärung des Verhältnisses von »Gesellschaft und Interaktion« im Buch »Soziale Systeme« von 1984:

Auch Interaktionssysteme lassen sich relativ präzise abgrenzen. Wie bei allen Systemen sind Grenzen hinreichend definiert, wenn die Probleme, die man mit dem Grenzverlauf und mit der Anwendung der Unterscheidung von außen und innen haben kann, mit den operativen Möglichkeiten des Systems selbst behandelt werden können. Dies gilt für den Fall der Gesellschaft bei der Frage, ob etwas Kommunikation ist oder nicht. Das lässt sich durch Kommunikation klären. Ähnlich haben auch Interaktionssysteme hinreichend bestimmte, jedenfalls bestimmbare Grenzen. Sie schließen alles ein, was als *anwesend* behandelt werden kann, und können gegebenenfalls unter Anwesenden darüber entscheiden, was als anwesend zu behandeln ist und was nicht.²⁰

Hier findet sich der schon bekannte Gedankengang, mit dem Anwesenheit wie selbstverständlich als Teil der Selbstfestlegung des Interaktionssystems in die Theoriearchitektur eingepasst wird. Natürlich bleiben damit noch viele Fragen offen (auf die wir gleich noch zurückkommen). Aber es wird mit der Rückverlagerung des Definitionsproblems (Was ist Anwesenheit bzw. Kopräsenz?) in den Gegenstandsbereich selbst (Das lässt sich durch Interaktion klären.) eine

Sichtweise ermöglicht, die zu einer immer weitergehenden Abstraktion von dem führt, was Kopräsens bedeutet. In einer der späteren Auseinandersetzungen mit der Thematik heißt es dazu:

Die Differenz von anwesend/abwesend ist mithin kein ontologisch vorgegebener, objektiver Sachverhalt. Sie wird erst durch die Operationen des Systems erzeugt, und ein Beobachter kann sie nur erkennen, wenn er das System beobachtet, das sie produziert und reproduziert. Sie markiert für die Operationen des Systems die Differenz von Selbstreferenz und Fremdreferenz. Sie ist ein Artefakt der Autopoiesis des Systems, das seine Autopoiesis ohne sie nicht fortsetzen könnte.²¹

Dabei ermuntert die hier vorgenommene Integration von Kopräsens in die Autopoiesis des Systems auch direkt zu empirischen Untersuchungen, wie sie bei Luhmann selbst nur angedeutet, aber weder im Einzelnen ausgeführt noch angestrebt werden. Z.B. könnte man auf die Idee kommen, die durch das Interaktionssystem selbst über die Unterscheidung von »anwesend« und »abwesend« erfolgende Grenzziehung konversationsanalytisch zu reformulieren: Als soziales Konstrukt wäre Anwesenheit offensichtlich als »interactional achievement«²² anzusehen: Gemeinsames Zugewen- und Dasein ist nicht eine Art äußerliche (Vor-)Bedingung der Interaktion, an die weitere Voraussetzungen von Interaktionsfähigkeit geknüpft werden können, sondern eine mit und durch Interaktion im Vollzug hervorgebrachte Leistung. Deshalb können auch physisch Anwesende als sozial abwesend und umgekehrt physisch Abwesende als sozial anwesend behandelt werden. Kopräsens ist insofern gleichbedeutend mit sozialer Anwesenheit, d.h. der in und mit Interaktion hergestellten Anwesenheit. Physische Anwesenheit mag diesen Herstellungsprozess nahelegen, vereinfachen und begleiten, aber sie ist definitiv weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung dafür.²³ Man kann das – wie schon bei Luhmann – mit der Binnendifferenzierung von Interaktion innerhalb größerer Gruppen belegen, wenn sich unter Anwesenden nicht zwangsläufig Kopräsens aus dem gemeinsamen Zugewesen in einem Raum ergibt, sondern sich voneinander mehr oder weniger unabhängige Interaktionsepisoden ergeben, wie es z.B. durch die Möblierung in Restaurants unterstützt und forciert werden kann. Man kann das auch damit belegen, dass Anwesende unter Anwesenden effektiv ignoriert werden können, also tendenziell als »abwesend« behandelt werden können, so dass sie als Interaktionspartner:innen nicht mehr oder gar nicht erst in Betracht kommen und der Mechanismus der Wahrnehmungs-

wahrnehmung nicht greifen kann. Damit ist allerdings nicht automatisch mitgemeint, dass Anwesende z. B. aus Gesprächen ausgeschlossen und »geschnitten« werden, weil eine solche ostentative Nichtberücksichtigung nicht Wahrnehmungswahrnehmung ausschließt, sondern umgekehrt diese für eine wirksame Diskriminierung der Betroffenen gerade ausnutzt. Schließlich können auch Abwesende als Anwesende behandelt werden, wenn und soweit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird – wie das offenkundig am Telefon der Fall ist (Telekopräsenz).²⁴

Die Vorstellung, dass Anwesenheit allein über reflexive Wahrnehmung hergestellt wird, findet sich auch schon bei Goffman, vor allem als anschauliche Beschreibung von Interaktion. Die theoretische Explikation der herausragenden Bedeutung von Wahrnehmungswahrnehmung stammt dagegen aus der Systemtheorie. Erst die Wahrnehmungswahrnehmung macht aus dem Zugesehensein der Beteiligten ein genuin soziales Phänomen, das als Kopräsenz Bedingung und Errungenschaft der Kommunikation zugleich ist: »Interaktionssysteme entstehen, sobald mehrere Personen gemeinsam anwesend sind und einander erkennen. Konstitutionsbedingung ist das Erscheinen im wechselseitigen Wahrnehmungsfeld mit der Maßgabe, dass Ego wahrnimmt, dass Alter ihn wahrnimmt und umgekehrt.«²⁵

Nur als reflexive Wahrnehmung wird Wahrnehmung ein genuin interaktives Phänomen. Meine Wahrnehmung der oder des Anderen bleibt so lange sozial folgenlos, wie die oder der Andere nicht wahrnehmen kann, dass sie oder er wahrgenommen wird. Das in seiner Heimlichkeit erfolgreiche Beobachten und Belauschen Anderer begründet keine Interaktion. Umgekehrt stellen sich schon mit der Wahrnehmung der Wahrnehmung der oder des Anderen so gut wie unausweichlich Interaktion und als Folge Kopräsenz ein. Am Blickkontakt kann man sich das gut veranschaulichen. Es bleibt ja nicht beim Sehen des Gesehenwerdens, sondern dieses Sehen des Gesehenwerdens kann selbst wieder gesehen und nicht länger ignoriert werden. Es ist, anders gesagt, keine einseitige Aktivität, sondern manifestiert bereits ein Geschehen *zwischen* den Beteiligten, das seine eigene Selektivität besitzt und sich darin von allem anderen, was noch passieren mag, abgrenzt. Mit dem Übergang von einseitiger Wahrnehmung (Ich sehe die oder den Anderen.) zu reflexiver Wahrnehmung (Ich sehe, dass mein Sehen der oder des Anderen gesehen wird.) emergiert Kopräsenz als ein genuin interaktives Phänomen von Anwesenheit. Die Zwangsläufigkeit und Unausweichlichkeit dieses Geschehens sind immer wieder betont worden: »Gesetzt den Fall, zwei oder mehr Personen geraten einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung,

dann führt allein diese Tatsache schon zwangsläufig zur Systembildung.«²⁶ Und in Anlehnung an das schon zitierte erste Axiom der Kommunikation von Watzlawick, Beavin und Jackson heißt es: »In gewisser Weise ist Anwesenheit im reziproken Wahrnehmungsfeld immer schon Kommunikation.«²⁷ Luhmann begründet die damit verbundene Systembildung mit dem Phänomen der »doppelten Kontingenz«, das eine Systembildung eigener Art im Sinne der Interaktion zwischen den Beteiligten emergieren lässt, mit der das »im System Mögliche« bereits eine Auswahl des »überhaupt Möglichen« darstellt.²⁸ Die soeben zitierte Annahme, dass wechselseitige Wahrnehmung zwangsläufig zur Systembildung führe, stützt sich deshalb

nicht auf die Faktizität, sondern auf die Selektivität der hergestellten Beziehung. Konstitutiv für Systembildung ist nämlich [...] der unter der Bedingung von Anwesenheit notwendig anlaufende Selektionsprozess[, der] das soziale System als Auswahl aus anderen Möglichkeiten, also durch seine Selektivität selbst [konstituiert].²⁹

Wir geben diesen Gedankengang hier im Detail wieder, weil er verdeutlicht, dass es um die Bildung eines genuin *sozialen* Systems geht, das physische Anwesenheit in soziale Anwesenheit und Präsenz in Kopräsenz überführt. Das zeichnet Interaktionssysteme gegenüber psychischen Systemen, aber auch gegenüber anderen sozialen Systemen aus und verleiht der Wahrnehmungswahrnehmung in theoretischer Hinsicht eine herausragende Bedeutung. Diese Eckpunkte des Interaktionsbegriffes finden sich bereits in Luhmanns früher Beschäftigung mit dem, was er zunächst noch »einfache Sozialsysteme« genannt hat. Sie sind mit der Zeit allenfalls noch pointierter hervorgetreten, was die Abgrenzung von einfacher zu reflexiver Wahrnehmung betrifft:

Wahrnehmung ist zunächst psychische Informationsgewinnung, sie wird jedoch zu einem sozialen Phänomen, das heißt, zu einer Artikulation doppelter Kontingenz, wenn wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. In sozialen Situationen kann Ego sehen, dass Alter sieht; und kann in etwa auch sehen, was Alter sieht. Die explizite Kommunikation kann an diese reflexive Wahrnehmung anknüpfen, kann sie ergänzen, sie klären und abgrenzen; und sie baut sich, da sie selbst natürlich auch auf Wahrnehmung und Wahrnehmung der Wahrnehmung angewiesen ist, zugleich in diesen reflexiven Wahrnehmungszusammenhang ein.³⁰

Wie dieses Zitat bereits andeutet, steht Wahrnehmungswahrnehmung gewissermaßen am Anfang der Systembildung. Auch wenn sie als Konstitutionsprinzip durchgehend aufrechterhalten werden muss, beschränkt sich das Interaktionssystem nicht auf die Gleichzeitigkeit wechselseitiger Wahrnehmung, sondern kann insbesondere mit dem Sprechen-und-Zuhören die Nichtbeliebigkeit von Systemstrukturen erheblich forcieren und eine eigene *Unwahrscheinlichkeit der Interaktion* begründen.³¹ Es handelt sich dann aber um fortgeschrittene Konfigurationen von Kopräsenz, die z.B. wie selbstverständlich Sprache als evolutionäre Errungenschaft schon voraussetzen.

Bei all dem darf nicht vergessen werden, dass Kopräsenz im Sinne sozialer (= interaktiv hergestellter) Anwesenheit selbst eine evolutionäre Errungenschaft ist, die am Anfang von dem gestanden haben dürfte, was wir heutzutage so selbstverständlich als ausgebaute Interaktion (mit »expliziter Kommunikation« und Sprechen-und-Zuhören) erleben. Kopräsenz kommt dabei allerdings noch nicht der Status einer Kommunikationsbedingung zu, den sie in Luhmanns Theoriegebäude vor dem Hintergrund unterschiedlicher Möglichkeiten der Systembildung innehat. Dies schon deshalb, weil Kommunikation selbst erst aus basalen Erfahrungen von Kopräsenz hervorgegangen sein und es dann lange kaum profilierte Alternativen zur Kommunikation unter Anwesenden gegeben haben dürfte. Wenn man versucht, hinter die Selbstverständlichkeit ausgebauter Interaktion und anspruchsvoll konfigurierter Kopräsenz zurückzugehen, muss man den soeben mit Goffman und Luhmann beschriebenen Automatismus der Systembildung durch Wahrnehmungswahrnehmung noch einmal auf seine Implikationen hinterfragen. Es reicht ja für Interaktionssysteme und für die daran gebundene Kopräsenz nicht aus, dass die »Beteiligten« einfach da und gemeinsam gleichzeitig und gleichräumig irgendwo physisch anwesend sind. Die Beteiligten müssen sich ihr Dasein und ihre gemeinsame Anwesenheit auch gegenseitig aufzeigen, indem sie Wahrnehmungswahrnehmung ermöglichen und zeigen. Es geht, konversationsanalytisch gesprochen, um eine Art »doing being present«, das fortlaufend aufrechterhalten werden muss. Schon wenn man an Begegnungen mit Kleinkindern denkt, sieht man, dass davon nicht umstandslos ausgegangen werden kann und der fragliche Automatismus auf Seiten der Beteiligten auf so etwas wie eine Fähigkeit zu reflexiver Aufmerksamkeit angewiesen ist bzw. die Interaktion beiträgt, entsprechende Fähigkeiten zu entwickeln. Die Evidenz, die es hat, aus dem Beisammensein von Personen in Wahrnehmungswahrnehmung umstandslos auf Wahrnehmungswahrnehmung und Interaktion zu schließen, lebt deshalb von der mehr oder weniger unaus-

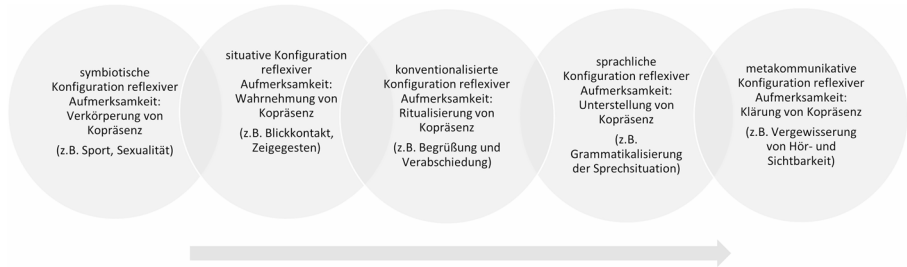
gesprochenen Prämisse interaktionserfahrener Teilnehmer:innen und dem unproblematischen »Verdacht« der Beteiligten, wer in einer Umgebung als interaktionsfähige »Person« in Frage kommen könnte – und wer nicht. Bei Luhmann fällt das unter die »[s]oziale[n] Konventionen über Wahrnehmbarkeit und Anwesenheit« (s.o.), die selbst in den Zuständigkeitsbereich der Interaktion fallen. Unter Anwesenden wird über Anwesenheit entschieden, also innerhalb des Systems selbst. So weiterführend diese Rückverlagerung von Interaktionsfähigkeit in den Gegenstandsbereich selbst ist, so sehr bleibt dabei allerdings ungeklärt, wie man sich die Emergenz von Interaktion und Kopräsens vorstellen muss, wenn der Mechanismus von Wahrnehmungswahrnehmung und reflexiver Aufmerksamkeit (noch) nicht als Automatismus vorausgesetzt werden kann, sondern selbst erst dabei ist, sich als Routine zu etablieren. Wir wollen deshalb näher darauf eingehen, wie man sich die Herstellung von Anwesenheit durch Wahrnehmungswahrnehmung konkret vorstellen muss und welche möglichen Konfigurationen von Kopräsens dafür in Betracht kommen.

III.

Physisch Anwesende werden Interaktionsteilnehmer:innen, d.h. zu sozial Anwesenden, wenn und in dem Maße, in dem sie wahrnehmen können, dass sie sich gegenseitig wahrnehmen. Interaktion lebt deshalb von reflexiver Aufmerksamkeit. Wie genau man es sich vorzustellen hat, dass reflexive Aufmerksamkeit manifest und verlässlich etabliert wird, ist damit allerdings noch nicht gesagt. Die Beteiligten müssen sich ja bekanntlich nicht ununterbrochen in die Augen schauen (»Schau mir in die Augen, Kleines!«), um von reflexiver Aufmerksamkeit ausgehen zu können. Es braucht dafür auch nicht die Sprache, und erst recht bedarf es nicht einer metakommunikativen Klärung (»Seid Ihr alle da?«). Schließlich ist es wie schon angedeutet auch noch die Frage, wie viel an Wahrnehmungsevidenz tatsächlich notwendig ist und wie viel stattdessen von den Beteiligten eher unterstellt und bis zum Beweis des Gegenteils wie selbstverständlich angenommen und erwartet werden kann. Es könnte gut sein, dass die über wechselseitige Wahrnehmung und die Wahrnehmung dieser Wahrnehmung hergestellte Kopräsens als Kommunikationsbedingung weniger evidenzbasiert ist, als man aufgrund der Definition vermuten könnte. So spricht viel dafür, dass den Beteiligten in konkreten Situationen vielfach Indizien für reflexive Aufmerksamkeit genügen, um vor allem Annahmen, Unterstellungen und Erwartungen von Kopräsens

zu bilden, die so robust sind, dass sie selbst in die Reflexionshydraulik der Interaktion geraten (und als Annahmehypothesen, Unterstellungsunterstellungen und Erwartungserwartungen sozial stabilisiert werden können). Der Blickkontakt mit seiner unleugbaren Evidenz von Wahrnehmungswahrnehmung (»Ich sehe, dass ich gesehen werde.«) ist deshalb in vielen Fällen ein sehr kurzes, eher momenthaftes und augenblickliches Ereignis. Jedenfalls müssen sich die Beteiligten – wie eingangs schon erwähnt – nicht fortwährend via Blickkontakt Evidenz dafür verschaffen, dass sie wahrnehmen, dass ihre Wahrnehmung der oder des Anderen wahrgenommen wird. Oftmals wird es passender sein zu sagen, dass sie unter geeigneten Bedingungen (zu denen z.B. die Überschaubarkeit der Konstellation oder die Verlässlichkeit von Hör- und Sichtbarkeit gehören) bis zum Beweis (und bis zur Evidenz) des Gegenteils davon ausgehen, dass reflexive Aufmerksamkeit gegeben ist, so dass nicht nicht kommuniziert werden kann. Kopräsenz ist in diesem Sinne wohl viel häufiger eine stillschweigende, aber idealiter jederzeit aktualisierbare Unterstellung als eine beständig erwiesene Tatsache. Entsprechend kann man z.B. ein Minimum geteilter Wahrnehmungen (»minimum of joint attention«)³² ansetzen, von dem die Beteiligten auszugehen scheinen, wenn die Interaktion einmal eröffnet wurde, und das sie auch routinemäßig und höchst effektiv bedienen und bewirtschaften, wie es für die Zwecke der gerade laufenden Interaktion nötig erscheint. Dazu dienen z.B. beim Sprechen- und -Zuhören deiktische Verweise auf die Sprechsituation, ohne dass dazu auch konkrete Wahrnehmungsleistungen erbracht werden müssen. Eher geht es darum, dass im Sinne eines semantischen Merkmals (wie »Position« vs. »Umgebung«)³³ Aspekte der Sprechsituation in natürlichen Sprachen grammatikalisiert sind und durch deiktische Ausdrücke jederzeit aktualisiert werden können. Freilich sind wir dann schon bei Konfigurationen von Kopräsenz, die auf der Errungenschaft von Sprache basieren. Wir wollen im Folgenden gedankenexperimentell hinter diese Konfiguration zurückgehen, um anzudeuten, wie sich reflexive Aufmerksamkeit als Kopräsenzmotor entwickelt haben könnte (und in der Ontogenese nach wir vor entwickelt), wie dabei Sprache ins Spiel kommt und was dabei mit Kopräsenz passiert. Die Abbildung 9 veranschaulicht im Vorgriff die Vorstellung unterschiedlicher Erscheinungsformen von Kopräsenz, mit denen jeweils andere Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit verbunden sind.³⁴

Abb. 9: Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit (eigene Darstellung)



Die Übersicht veranschaulicht den Grundgedanken, dass es verschiedene Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit gibt, mit denen jeweils eine bestimmte Erscheinungsform von Kopräsens verbunden ist. In der Darstellung wird versucht, synchrone und diachrone Perspektiven zusammenzubringen. Auf synchroner Ebene lassen sich die einzelnen Erscheinungsformen reflexiver Aufmerksamkeit empirisch auseinanderhalten und mit konkreten Vorkommen belegen (s. die Hinweise auf Beispiele), auch wenn es dazwischen natürlich Überlappungen gibt. Kopräsens kann weitgehend sprachlos auf dem körperlichen Zusammensein von Personen beruhen wie beim Sport oder bei der Sexualität, sie kann aber auch auf der anderen Seite des Spektrums zum Gegenstand metakommunikativer Klärungsprozesse sein, wenn z.B. die wechselseitige Hör- und Sichtbarkeit nicht mehr gewährleistet scheinen. Auf diachroner Ebene soll der Pfeil einen möglichen Entwicklungspfad andeuten, der von der situativen bis zur sprachlichen Konfiguration von Kopräsens reicht. Auf dieser Ebene kann das körperliche Beisammensein noch nicht wie selbstverständlich auch als Verkörperung reflexiver Aufmerksamkeit gelten, sondern eher als ein Vorläufer von Kopräsens, wie wir gleich noch erläutern werden. Von Kopräsens als Kommunikationsbedingung kann man vielleicht erst mit der *Unterstellbarkeit* reflexiver Aufmerksamkeit, also mit der *sprachlichen* Konfiguration von Kopräsens sprechen. Der Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit durch Interaktionsrituale kommt dabei eine Schlüsselrolle zu. Im Folgenden wollen wir die einzelnen Konfigurationen näher unter die Lupe nehmen.

Zunächst müssen wir einen Schritt hinter die Vorstellung von Kopräsens als Kommunikationsbedingung zurücktreten; als evolutionäre Errungenschaft kann Kopräsens nicht immer schon eine wie selbstverständlich in Anspruch genommene Kommunikationsbedingung gewesen sein. Näher liegt

es, an Kopräsenz zunächst als einen eher momenthaft realisierten Effekt reflexiver Aufmerksamkeit und an Interaktionen in Form kurzer Episoden zu denken, innerhalb derer tatsächlich eine verlässliche empirische Evidenz für reflexive Aufmerksamkeit notwendig gewesen ist und innerhalb derer sich Interaktion zunächst ganz auf diese Evidenz beschränkt haben mag, ohne »kommunikativ« darüber hinauszugehen. Manches spricht dafür, dass dem *Zeigen* in diesem Kontext eine herausragende Bedeutung zukommen könnte. Noch in unserem gegenwärtigen Interaktionsalltag liefert das gestische Zeigen, z.B. im multimodalen Kontext einer Brettspielerklärung mit einer Äußerung wie: »Hier ist das Ziel«,³⁵ die stärkste empirische Evidenz für die Reflexivität von Aufmerksamkeit: Deiktische »Prozeduren«³⁶ steuern nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern etablieren Wahrnehmungen als interaktiv verlässliche Elemente der Interaktion. Sie tragen maßgeblich dazu bei, Wahrnehmungen selbst wahrnehmbar zu machen, und liefern in genau diesem Sinne massive Evidenz für Wahrnehmungswahrnehmung und reflexive Aufmerksamkeit.³⁷ Reflexive Aufmerksamkeit kann mit Mitteln vor allem sprachlicher und gestischer Deixis fast unbegrenzt ausdifferenziert und verfeinert werden, wenn es die fragliche interaktive Praxis erfordert. Man braucht hierzu nur an Kontexte zu denken, in denen es um die Manipulation oder die Lokalisierung von Objekten und Körper(-stelle)n geht. Das alles ist inzwischen bekannt und sehr gut untersucht.³⁸ Ebenfalls bekannt ist die Prominenz des Zeigens (und Hinguckens) in der Onto- und Phylogenese, wo es dem Sprechen (und Zuhören) systematisch vorausgeht und als Schrittmacher im Spracherwerb gelten kann. Mit Bezug auf die Ontogenese besonders aufschlussreich erscheint uns dabei, dass die Entstehung gemeinsamer Aufmerksamkeit – das entspricht reflexiver Aufmerksamkeit in unserer Terminologie – in sehr engem Zusammenhang mit dem Aufkommen des Zeigens steht. In den Untersuchungen von Michael Tomasello ist die Entstehung reflexiver Aufmerksamkeit Teil der »Neunmonatsrevolution«, während Zeigegesten erstmalig bei Kleinkindern im Alter von etwa elf Monaten beobachtet wurden.³⁹ Es gibt also genügend Belege dafür, dass wir beim Aufkommen von Kopräsenz mit Interaktionen rechnen müssen, die daraus hervorgehen, reflexive Aufmerksamkeit in den Mittelpunkt zu stellen und unmittelbar wahrnehmbar zu machen. In solchen basalen Erscheinungsformen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation könnte also die Keimzelle von Kopräsenz verortet werden. Es dürfte sich dabei um eine noch ganz auf die situative Konfiguration von Kopräsenz durch Zeigeaktivitäten beschränkte Interaktion gehandelt haben.

Wenn man einen weiteren Schritt noch hinter diese situative Konfiguration von Kopräsens zurücktreten möchte, stößt man auf Formen des biologisch bedingten körperlichen Zusammenseins, wie es beim Menschen prominent z.B. beim Säugen der Säuglinge auftritt oder bei der sexuellen Fortpflanzung. Natürlich kann man nicht davon ausgehen, dass körperliches Zusammensein per se und für sich genommen Kopräsens im hier eingeführten Sinn begründet. Aber es setzt Prozesse der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation in Gang, die onto- und phylogenetisch womöglich als Vorläuferinnen und Auslöserinnen, als symbiotische Prototypen reflexiver Aufmerksamkeit gelten können. Sobald Kopräsens über den Mechanismus reflexiver Aufmerksamkeit als Errungenschaft erst einmal etabliert ist, muss man jedenfalls davon ausgehen, dass körperliches Zusammensein Wahrnehmungswahrnehmung impliziert und als sehr spezielle Form von Interaktion fungiert. Niklas Luhmann spricht z.B. mit Bezug u.a. auf Sexualität von »symbiotischen Mechanismen« und geht explizit davon aus, dass es sich dabei um »Einrichtungen des sozialen Systems«, also um Formen von Interaktion handelt, die sich in enger Verzahnung mit der Herausbildung symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien entwickelt haben.⁴⁰ Als symbiotischer Mechanismus ist Sexualität also zweifellos eine Manifestation von Kopräsens. Als biologisch-organisch bedingtes körperliches Zusammensein ist es das ebenso wenig wie andere vorstellbare Formen des praktisch-pragmatisch bedingten Zusammenseins, wie sie nicht nur bei anderen Primaten, sondern auch sonst im Tierreich auftreten (z.B. im Kontext von Rudelverhalten) und offensichtlich Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation voraussetzen, ohne dass damit allerdings umstandslos auf reflexive Aufmerksamkeit geschlossen werden kann.⁴¹ Wenn hingegen reflexive Aufmerksamkeit als Mechanismus zur Verfügung steht, kann kein Zweifel bestehen, dass Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation im Rahmen körperlichen Zusammenseins als Interaktionsphänomene und als symbiotische Konfigurationen von Kopräsens verstanden werden können, die eine fast unendlich steigerbare Feinabstimmung zwischen den Beteiligten ermöglichen, wie Beispiele aus dem Bereich des Sports⁴² und des gemeinsamen Musizierens⁴³ belegen, die ihrerseits ohne reflexive Aufmerksamkeit gar nicht denkbar wären.

Von der situativen Konfiguration von Kopräsens, die davon lebt, dass reflexives Wahrnehmen durch Blickkontakt oder gestisches Zeigen wahrnehmbar gemacht wird, ist es kein weiter Weg zur Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit. Damit ist gemeint, dass die Herstellung von Kopräsens selbst- und

rückbezüglich erfahrbar und erlebbar wird als eine Art von Anwesenheitsperformance, die das gemeinsame Wir im Hier und Jetzt inszeniert und zelebriert. Die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit kommt deshalb dem (zeremoniellen) Würdigen und Feiern des Vorliegens von Kopräsenz gleich. Die Konfiguration von Kopräsenz löst sich dabei von dem engen, über das Zeigen realisierten, gleichsam »natürlichen« Situationsbezug und muss deshalb stärker konventionalisiert erfolgen. Das geschieht vor allem an den Rändern der Interaktionsepisode, wo man den Übergang von situativer zu konventionalisierter Konfiguration von Kopräsenz gut studieren kann. So folgen auf die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens in der Regel Begrüßungen, die z. B. aus einer sprachlichen Grußsequenz und Handschlag, Umarmung oder anderen Berührungen bestehen können. Die Funktionalität dieser Aktivitäten liegt im hier interessierenden Zusammenhang u. a. darin, dass Kopräsenz damit unter den Beteiligten stabilisiert und verfestigt wird: Wer sich umarmt und begrüßt hat, kann schwerlich leugnen, auf die Aufmerksamkeit der oder des Anderen aufmerksam geworden zu sein. Erreicht wird diese Verfestigung durch eine Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit. Eine der Komponenten dieser Ritualisierung ist die Ausprägung mehr oder weniger fest konventionalisierter Routineformeln, die für genau diesen Anlass der Interaktionseröffnung zur Verfügung stehen, von den Beteiligten gemeinsam in Form eines Austausches realisiert werden und als geteilte Kommunikationsmittel gelten können. Eine andere, damit eng verbundene Komponente der Ritualisierung besteht darin, dass sich die Beteiligten losgelöst vom konkreten Anlass (und der möglichen Zufälligkeit) der Begegnung ihrer sozialen Beziehung und Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe versichern. Kopräsenz bekommt damit das Potential der Vergemeinschaftung, mit der die Begrenztheit des Augenblicks und die Zufälligkeit gemeinsamer Anwesenheit zugunsten einer die Interaktionsepisode überdauernden sozialen Beziehung transzendiert werden. Es könnte sein, dass genau darin die Charakteristik der viel zitierten »phatischen Kommunikation« besteht:⁴⁴ »There is in all human beings the well-known tendency to congregate, to be together, to enjoy each other's company. Many instincts and innate trends [...] are dependent upon and associated with the fundamental tendency which makes the mere present of others a necessity for man.«⁴⁵ Mit diesen Worten führt der Ethnologe Bronisław Malinowski seine Beobachtung ein, dass sich speziell an den Rändern der Interaktion, also bei der Begrüßung und Beendigung, eine auf diese Form von Kopräsenz bezogene Funktionalität der Sprache ausfindig machen lässt, die nichts mit der Darstellungsfunktion der Sprache zu tun hat:

There can be no doubt that we have here a new type of linguistic use – *phatic communion* I am tempted to call it [...] – a type of speech in which ties of union are created by a mere exchange of words. [...] »[P]hatic communion« [...] serves to establish bonds of personal union between people brought together by the mere need of companionship and does not serve any purpose of communication ideas.⁴⁶

Was für uns an dieser Idee von »phatic communion« interessant ist, besteht (nicht so sehr in ihrer Relevanz für Funktionsmodelle der Sprache, sondern) in der Betonung der Bedeutung von Kopräsens als einer emphatisch aufgeladenen Erfahrung von Gemeinschaft und Verbundenheit mit Anderen, an der Teilhabe und Teilnahme einer genuin *sozialen* Praxis. Abstrakter gesagt wird dabei aus dem Anwesenheits-Wir (derer, die gerade wahrnehmen können, dass sie sich wahrnehmen) ein Zugehörigkeits-Wir (derer, die eine soziale Beziehung auch jenseits von Wahrnehmungswahrnehmung unterhalten und erfahren).⁴⁷

Etwas Weiteres kommt hinzu, dass für »Interaktionsrituale«⁴⁸ dieser Art charakteristisch ist. Es prägen sich Formen aus, die als »Paarsequenzen« beschrieben werden können und deren Besonderheit darin besteht, dass sie die Simultaneität der Wahrnehmungswahrnehmung in die Sequentialität der Abfolge von zwei Zügen (erster und zweiter Paarsequenzteil) überführen, die auf die Beteiligten verteilt sind. D.h., die zwei Teile der Paarsequenz müssen von verschiedenen Sprechenden produziert werden.⁴⁹ Kopräsens wird damit zu dem, was Goffman gelegentlich auch als »response presence« beschrieben hat, um die »soziale Situation« zu definieren: »Social interaction can be identified narrowly as that which uniquely transpires in social situations, that is, environments in which two or more individuals are physically in one another's *response presence*.«⁵⁰

Mit dem Aufkommen von Paarsequenzen in Interaktionsritualen der Eröffnung kommt es zur Etablierung sequentieller Strukturen, die darauf beruhen, dass auf einen bestimmten Zug einer oder eines der Beteiligten ein bestimmter Zug einer oder eines der anderen Beteiligten als *nächster* Zug hochgradig erwartbar wird. Kopräsens zu sein, manifestiert sich dann in der Bereitschaft zum Antworten und Reagieren, Kopräsens geht über in *Reaktionspräsenz*. Lange Zeit konnte und musste man von einem Zusammenfallen von Kopräsens und Reaktionspräsenz ausgehen. Seit der Entwicklung von »teletechnologies«,⁵¹ aber auch schon seit der Entwicklung und Verbreitung von Schrift, kann man davon nicht mehr ausgehen; Fragen kann man auch in Briefen stellen und durch Briefe beantwortet bekommen, von modernen

Formen elektronisch-dialogischer Stegreifkommunikation ganz zu schweigen. Reaktionspräsenz fällt dann aber nicht länger mit Kopräsenz zusammen, sondern beruht auf Lesbarkeit als einer alternativen Kommunikationsbedingung. Ungeachtet dieses mediengeschichtlichen Auseinanderdriftens von Kopräsenz und Reaktionspräsenz manifestiert sich gerade im Aufbau und in der Bedienung von Paarsequenzen die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit. In Ansätzen steckt das bereits in der Etablierung von Wahrnehmungswahrnehmungen durch Zeigeaktivitäten.⁵² Schon Zeigegesten weisen eine Konventionalisierung der Form auf, was sich insbesondere im Gebrauch des »Zeigefingers« zeigt (sic!), und sie tragen bereits zum Aufbau sequentieller Strukturen bei: Das Zeigen mit dem Finger (oder auf andere Weise) auf einen Gegenstand macht eine entsprechende Ausrichtung der Wahrnehmungsorgane auf den gezeigten Gegenstand hochgradig erwartbar, so dass Kopräsenz bereits bei der durch das Zeigen realisierten Wahrnehmung reflexiver Wahrnehmung zugleich auch Sequentialitätserwartungen umfasst und eine Art von Reaktionspräsenz impliziert. Konventionalisierung und Sequentialisierung kommen also nicht erst mit Sprache ins Spiel. Aber sie sind die wesentlichen Schrittmacher für das Aufkommen von Sprache, und erst mit dem Aufkommen und der Entwicklung von Sprache kommen sie so richtig in Gang und zur vollen Blüte.⁵³ Wir haben es dann nicht mehr nur mit einer konventionalisierten Konfiguration von Kopräsenz zu tun, sondern mit der Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache.

Mit der sprachlichen Konfiguration von Kopräsenz wandelt sich die herausgehobene Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit allerdings allmählich zur alltäglich-unauffälligen *Unterstellung* reflexiver Aufmerksamkeit. Die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit beschränkt sich dann mehr und mehr auf die Ränder und entsprechend auf die Rahmung der Interaktionsepisode, während nicht nur das Sichabwechseln in der sprachlich konfigurierten Interaktion, sondern auch das Sprechen-und-Zuhören wie selbstverständlich zum Garanten für die Unterstellung reflexiver Aufmerksamkeit werden, so dass sich Kopräsenz immer stärker als »response presence« manifestiert. Das schließt nicht aus, dass es auch beim Sprechen-und-Zuhören zur Wahrnehmung von reflexiver Aufmerksamkeit kommt, wenn der Anlass der Interaktion z.B. eine verlässliche Etablierung konkreter Wahrnehmungen erfordert. Als Kommunikationsbedingung funktioniert Kopräsenz aber auch ohne eine situative Konfiguration, weil sie mit dem Sprechen-und-Zuhören vorausgesetzt und als »response presence« manifest wird. Damit nimmt gleichzeitig der »kommunikative« Anteil an der Interaktion zu, wenn man

damit nicht nur reflexive Aufmerksamkeit, sondern so etwas wie das Verstehen von Mitteilungen (eine dem Anderen über die Dinge) verbindet und an die Abarbeitung von Interaktionsaufgaben denkt, die über die Situierung zugunsten des Sichabwechselns, des Zu-einem-Thema-Beitragens, der Selbst- und Fremddarstellung und der sozialen Rahmung hinausgehen. In dem Maße, in dem der so beschreibbare kommunikative Anteil an der Interaktion zunimmt, wird Kopräsens mehr und mehr zur *Kommunikationsbedingung*, die bis zum Beweis des Gegenteils unterstellt werden kann. In ihrer grundlegenden Bedeutung wird sie häufig erst dann (wieder) relevant, wenn sich die wechselseitige Wahrnehmung aus irgendwelchen Gründen als unzuverlässig und die »response presence« als brüchig erweist. Wir haben es dann allerdings mit einem klaren Sonder- und Spezialfall der Klärung reflexiver Wahrnehmung und einer metakommunikativen Konfiguration von Kopräsens zu tun, wie sie für eine Art Krisenmanagement in der Anwesenheitsbewirtschaftung charakteristisch ist.⁵⁴

Mit Bezug auf das Wie der Manifestierung reflexiver Aufmerksamkeit findet man also ein Spektrum von Kopräsenskonfigurationen, die von der Wahrnehmungswahrnehmung z.B. durch Blickkontakt und Körperzuwendung und der Unterstellung reflexiver Aufmerksamkeit mit punktueller Aktualisierung (im Sinne z.B. der Grammatikalisierung der Sprechsituation) über die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit durch Begrüßungsrituale bis zur metakommunikativen Klärung des Vorliegens reflexiver Aufmerksamkeit reichen. Kopräsens kann dabei als emergente soziale Wirklichkeit unterschiedlich stark ins Bewusstsein der Teilnehmer:innen treten. Mit den verschiedenen Konfigurationen erweist sie sich als eine in unterschiedlicher Weise erlebbare Qualität der Interaktion. Das wäre ein eigenes Thema, das wir hier nicht vertiefen wollen. Uns reicht an dieser Stelle die Feststellung, dass Kopräsens als soziale (nicht: physische) Anwesenheit erst im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung emergiert. Die Manifestierung von reflexiver Aufmerksamkeit in einer der beschriebenen Konfigurationen führt deshalb unweigerlich zur Interaktion, wie auch immer dabei reflexive Aufmerksamkeit empirisch im Einzelfall zustande gebracht werden mag, wie stark sie ins Erleben der Teilnehmer:innen treten mag und als wie moment- und zweifelhaft sie sich in Grenzfällen auch immer erweisen mag. Als Kommunikationsbedingung ist Kopräsens damit hinreichend bestimmt, um im Folgenden einige der problematischen Annahmen zu revidieren, die im Zuge der weit verbreiteten Rezeption der Studien Goffmans zum Mythos Kopräsens beigetragen haben.

Mythos Kopräsenz: Raum-Zeit-Apriori, Stilisierung von Unmittelbarkeit, »Agency«-Idealisierung

Nach dem bisher Gesagten kommt Kopräsenz dadurch zustande, dass Personen wahrnehmen können, dass sie sich wahrnehmen, und auf ihre wechselseitige Aufmerksamkeit füreinander aufmerksam werden. Wenn man Kopräsenz auf diese Weise konsequent durch Wahrnehmungswahrnehmung bestimmt und physische Anwesenheit durch soziale, d.h. interaktiv hergestellte Anwesenheit ersetzt, kann man sich von einigen stillschweigenden Annahmen lösen, die mit Kopräsenz immer wieder verbunden worden sind und nach wie vor verbunden werden, solange man dabei an der physischen Anwesenheit der Beteiligten festhält. Tatsächlich ist die Orientierung an physischer (anstelle von sozialer) Anwesenheit die Quelle einer Vielzahl von Vereinfachungen und Verfälschungen, die in den letzten Jahren u.a. aufgrund des Aufschwungs und der Verbreitung neuartiger Kommunikationstechnologien mehr und mehr in Frage gestellt worden sind. Entsprechend öffnet sich der Blick auf Kopräsenz als eine robuste Kommunikationsbedingung, die wandlungsfähig ist und viel mehr an Kommunikation ermöglicht und zulässt, als gemeinhin damit verbunden wird. Um das zu sehen, muss konsequent von physischer auf soziale Anwesenheit umgestellt werden. Der Kopräsenzbegriff wird damit notgedrungen abstrakter. Aber nur so ist es möglich, theoretisch und empirisch hinter die Prima-facie-Evidenz der »Face-to-face«-Situation zurückzugehen. Das soll im Folgenden anhand von drei immer wieder anzutreffenden Engführungen gezeigt werden, die mit der Vorstellung einer durch Wahrnehmungswahrnehmung interaktiv hergestellten Anwesenheit nicht gedeckt sind. Diese Engführungen werden hier als Raum-Zeit-Apriori, als Stilisierung von Unmittelbarkeit und als »Agency«-Idealisierung bezeichnet. Sie tragen gemeinsam zu einem Kopräsenzmythos bei, demzufolge die auf Kopräsenz beruhende Interaktion als eine »natürliche«, gleichsam »primordiale« Ur- und Reinform von Kommunikation erscheint.

I.

Es ist eine weit verbreitete Annahme, dass Kopräsenz auf der Gleichzeitigkeit von Sendung und Empfang und der Gleichörtlichkeit bzw. Gleichräumlichkeit der Beteiligten beruht: Kopräsent ist demnach, wer zur gleichen Zeit am gleichen Ort ist, d.h. physisch zusammen anwesend ist (Raumzeitidentität).⁵⁵ Wir wollen diese Annahme in lockerer Anlehnung an den Begriff eines »sprachli-

chen Raum-Apriori«, ⁵⁶ mit dem die vor allem im alltäglichen Gespräch zum Ausdruck kommende Raumgebundenheit natürlicher Sprachen betont wird, ⁵⁷ vereinfachend als Raum-Zeit-Apriori bezeichnen. Zum Raum-Zeit-Apriori gehört die Vorstellung, dass die Örtlichkeit, an der sich die Anwesenden treffen, weitgehend gegeben ist als eine stabile materielle Umwelt: z. B. als ein auf eine bestimmte Weise eingerichtetes Zimmer, als ein Ort in der Natur oder als Treffpunkt auf öffentlichen Plätzen. Raum und Örtlichkeit gehören scheinbar mit zur Physis und Materialität des in einer Situation Gegebenen und bilden als Teil der Umgebung (und als Parameter der Sprechsituation) den scheinbar »natürlichen« situativen Hintergrund des Beisammenseins physisch Anwesender (»co-location«). ⁵⁸ In der Tat kann man Goffman auch so lesen, dass er die Situation, in der sich reflexive Aufmerksamkeit ereignet, an ein physisches Zusammenkommen in einem räumlich-materialen Setting verstanden hat und dass diese Gleichörtlichkeit der Beteiligten die Voraussetzung für reflexive Aufmerksamkeit ist. Phylo- und ontogenetisch ist das zweifellos der Fall – was aber nicht bedeutet, dass nicht auch Gleichörtlichkeit unter physisch Anwesenden hergestellt werden muss und sich reflexive Aufmerksamkeit deshalb nicht auch losgelöst von dieser Raumprämisse manifestieren kann (s. noch u. in diesem Abschnitt). Das Raum-Zeit-Apriori macht aber darauf aufmerksam, dass es für ein solches Verständnis von Kopräsens einer Abstraktion vom vermeintlich Gegebenen bedarf, wie sie bei Goffman eher angedeutet und bei Luhmann weiter ausgeführt wird, obwohl beide sich zur Illustrierung und Konkretisierung immer wieder räumlich-materialer Settings bedient haben. Es liegt daher nicht so fern, das Raum-Zeit-Apriori als Kernstück der Interaktionssoziologie zu verstehen, weshalb Goffman und Luhmann häufig ein Konzept physischer Kopräsens unterstellt wird. ⁵⁹

His [Goffman's; Anmerkung von uns] notion of the situation was, in its core, a spatial idea. The situation was a physical setting or place with a physical coming together, a human encounter, typically taking place [...]. He emphasized the inevitable physical and »psychobiological element« of the interaction order, and provided, with the latter emphasis, an early formulation of concerns with the material body and its accoutrements in social life. ⁶⁰

Karin Knorr Cetina betont diese Raumbindung von Kopräsens, um zu zeigen, wie sich »synthetische« von »natürlichen« Situationen unterscheiden, und um den mikrosoziologischen Interaktionsbegriff von seiner (vermeintlichen) Raumbindung zu lösen. Anstelle von verkörperter Kopräsens (»sensu« Goff-

man) plädiert sie für Reaktionspräsenz (»response presence«, s.o. III.), die auch unabhängig von Gleichräumlichkeit und unter Aufgabe des Kriteriums der Wahrnehmungswahrnehmung gewährleistet sein kann. Mit einer so verstandenen Reaktionspräsenz kommen dann allerdings auch Kommunikationsformen in Betracht (wie das Beantworten von Briefen durch Briefe oder von E-Mails durch E-Mails), die als klare Alternative zu Kopräsenz verstanden werden können, weil sie nicht mehr auf reflexiver Aufmerksamkeit, sondern auf Lesbarkeit (als Alternative zu Kopräsenz) beruhen. Wir halten alternativ zu diesem Umstieg auf Reaktionspräsenz am Kriterium der reflexiven Aufmerksamkeit fest, betonen aber, dass reflexive Aufmerksamkeit nicht an physische Anwesenheit gebunden ist. Unser Kopräzenzbegriff lebt deshalb nicht von der Vorstellung eines gegebenen Raumes. Der »Interaktionsraum« gehört vielmehr mit zu dem, was unter sozial Anwesenden hergestellt und aufrechterhalten werden muss. Wir wollen das in zwei Schritten zeigen: zunächst am Beispiel der Lösung der Interaktion von Gleichörtlichkeit und anschließend am Beispiel der Herstellung des Raumes bei vermeintlicher Gleichörtlichkeit.

So naheliegend das Raum-Zeit-Apriori zu sein scheint, so sehr führt es als eine unzulässige Verdinglichung (Reifizierung) der Einheit von Personen in Raum und Zeit in die Irre. Das ist schon deshalb so, weil die mit dem Raum-Zeit-Apriori implizierte physische Anwesenheit nicht das entscheidende Kriterium für Kopräsenz ist. Anwesenheit ist als interaktive Hervorbringung eine *soziale* Größe und als solche nicht an interaktionsexterne Vorgaben gebunden. Entscheidend ist lediglich, dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Das kann physisch Anwesende im »gleichen« Raum ausschließen, wenn die wechselseitige Aufmerksamkeit z.B. durch mangelnde Überschaubarkeit der Situation nicht mehr gewährleistet ist oder sonst wie eingeschränkt und verhindert wird. Ein unspektakuläres Beispiel dafür ist diejenige, die im Beisein Anderer einschläft. Es können aber auch physisch Abwesende kopräsent sein, wenn und in dem Maße, in dem Wahrnehmungswahrnehmung gleichwohl sichergestellt wird bzw. verlässlich genug unterstellt werden kann. Das klassische Beispiel dafür ist das Telefongespräch, sofern mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingeln gewissermaßen gehört werden kann, dass (zu-)gehört wird, also wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Der sicherste Beleg für diese Wahrnehmungswahrnehmung am Telefon ist die mangelnde Toleranz gegenüber längeren Schweigephasen. Auch reicht es nicht, zuzuhören. Man muss auch zeigen, dass man noch zuhört und »dran« ist. Kopräsenz erfordert in dieser Situation tatsächlich Reaktionspräsenz. Reaktionspräsenz bewährt

sich hier, anders gesagt, als Manifestation von Kopräsens. Dass sich die Wahrnehmung auf das (Zu-)Hören beschränkt, ist aber für den Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung letztlich irrelevant – und berührt schon die beiden anderen problematischen Engführungen der Unmittelbarkeitsstilisierung und der »Agency«-Idealisierung (auf die wir noch zurückkommen). Instruktiv für die Dekonstruktion des Raum-Zeit-Apriori ist die Feststellung, dass Gleichörtlichkeit offensichtlich *keine* Bedingung für Kopräsens und die auf ihr beruhende Interaktion ist. Es gibt, wenn man das so ausdrücken will, eine »enträumlichte Gleichzeitigkeit« (»despatialized simultaneity«).⁶¹ Wir haben das seit der Pandemie fast alltäglich mit dem Aufkommen und der Verbreitung von Videokonferenztools erlebt und werden auf den damit einhergehenden Wandel von Kopräsens noch zurückkommen. Die Lösung der Interaktion vom gemeinsamen Aufenthaltsraum zeigt eindrücklich, wie sehr Kopräsens durch technisch-mediale Errungenschaften auch über den Kreis physisch Anwesender hinaus ausgedehnt werden kann und wie vielfältig die empirischen Konfigurationen von Kopräsens und die damit einhergehenden Manifestationen von reflexiver Wahrnehmung sein können. Es geht hier allerdings nicht darum, den Interaktionsbegriff über Kopräsens hinaus zu erweitern (wie das oft postuliert worden ist in den letzten Jahren),⁶² sondern darum, den Kopräsensbegriff von nicht gedeckten Prämissen zu befreien, so dass sichtbar wird, wie die Kommunikationsbedingung der Wahrnehmungswahrnehmung an der Evolution der Kommunikationsmedien und -technologien partizipiert und dass und wie Interaktion auch als »Teleinteraktion«⁶³ realisiert werden kann. Einfache und vermeintlich klare Gegenüberstellungen von Nähe (= Kopräsens) und Ferne (= Telekommunikation) und Interaktion und »technisch vermittelter Kommunikation«⁶⁴ gehören deshalb zu den gewohnten Vereinfachungen, von denen wir uns lösen sollten. Die oftmals stillschweigend für selbstverständlich (und »natürlich«) gehaltene Situation unter physisch Anwesenden ist nicht mehr (und nicht weniger) als eine bestimmte Konfiguration von Kopräsens, die wir (trotz der Reichhaltigkeit konversationsanalytischer Forschung) als solche vielfach noch gar nicht in all ihrer »Künstlichkeit« und Gemachtheit durchschaut haben.

Man kann sich das von anderer Seite aus klarmachen, wenn man noch einmal auf die vermeintlich gegebene Gleichörtlichkeit physisch Anwesender zurückkommt. Erst in den letzten Jahren ist die Vorstellung eines mit Anwesenheit gleichsam mitgegebenen Raumes mit der Entdeckung des »Interaktionsraums« als einer kommunikativen Hervorbringung mehr und mehr problematisch geworden. Der Interaktionsraum gehört selbst mit zur In-

teraktion, er ist nicht einfach da, sondern »ereignet sich«,⁶⁵ ist emergent, dynamisch und fluide. Der Interaktionsraum ist, wenn man das so ausdrücken möchte, ein sozialer, ein kommunikativ hergestellter Raum, für den der physische Raum nicht mehr (aber auch nicht weniger) als eine Ressource ist. Die Herstellung des Interaktionsraums durch und mit Interaktion gehört deshalb zu den Begleiterscheinungen von Kopräsenz. In vielen Fällen läuft sie unter physisch Anwesenden weit unterhalb der Bewusstseins- und Verbalisierungsschwelle ab, weil sie auf sehr effektive und unscheinbare Weise an den physischen Raum, darunter die Architektur, anschließen kann.⁶⁶ Wenn das wegfällt (wie unter physisch Abwesenden), kann der Interaktionsraum zum »Problem« werden, d.h. als problematisch und nicht gegeben, sondern zu »leisten«, erlebt und z.B. durch Metakommunikation thematisiert werden. Es dringt dann etwas (wie die berühmte Spitze des Eisbergs) an die Oberfläche, was immer mitgeleistet wird, aber in vielen Fällen weitgehend unbemerkt bleibt: eben die Herstellung des Interaktionsraums. Es gilt deshalb schon immer und grundsätzlich, was angesichts neuer Erfahrungen mit Teleinteraktion seit einiger Zeit ins Feld geführt wird: dass der Interaktionsraum sich als dynamisch und fluide erweist. Wenn die soziale Situation aufgrund solcher Beobachtungen neuerdings als »synthetisch« beschrieben wird,⁶⁷ müsste man also hinzufügen, dass sie schon immer »synthetisch« und alles andere als »natürlich« war, auch wenn genau das eben zum Mythos Kopräsenz gehört. Wir werden auf die interaktive Herstellung des Interaktionsraums noch ausführlich zu sprechen kommen, so dass wir es an dieser Stelle mit diesem Hinweis bewenden lassen können.⁶⁸

II.

Wie das Raum-Zeit-Apriori leitet sich auch die Stilisierung von Unmittelbarkeit daraus ab, dass Kopräsenz mit der physischen Anwesenheit von Personen gleichgesetzt wird. Aus dieser physischen Anwesenheit folgt, dass die der Interaktion zur Verfügung stehenden Wahrnehmungsressourcen an den Sinnesorganen des Menschen ausgerichtet werden. Kopräsenz erscheint entsprechend als verkörperte Anwesenheit (»embodied copresence«),⁶⁹ was dann häufig zum »natürlichen« Normalfall unmittelbar-direkter Kommunikation stilisiert wird. Diese Stilisierung von Unmittelbarkeit kommt in formelhafter Verkürzung in der Bezeichnung des Gegenstandes als »face-to-face interaction« so markant wie anschaulich zum Ausdruck. Im Deutschen entspricht dem in einer älteren Tradition der Begriff der »Gesichtsfeldbeziehung«, wie ihn Al-

fred Schütz in expliziter Anlehnung an Charles Cooley eingeführt hat.⁷⁰ Tatsächlich kann sich diese Ausrichtung an »körperlicher Kopräsens« (»co-bodily presence«) und an einem »body-to-body starting point« auf Goffman berufen.⁷¹ Und zweifellos ist das Zusammensein von Angesicht zu Angesicht und die darin aufscheinende Verkörperung von Anwesenheit eine typische Kopräsenskonfiguration. Aber weder ist sie die einzig mögliche Konfiguration noch eine Art Grundmodell der Interaktion, vor dem alle anderen Konfigurationen als Abweichungen oder Ableitungen erscheinen müssen. Wir sehen in der Stilisierung einer natürlich-primordialen Vorrangstellung der »direkt-unmittelbaren« Begegnung von Angesicht zu Angesicht deshalb eine mit der Rezeption des Goffman'schen Kopräsensbegriffs verbundene problematische Engführung, die mit unserer Definition von Kopräsens als Erscheinungsform reflexiver Aufmerksamkeit theoretisch nicht gedeckt ist. Es ist eine der vielen naheliegenden Vereinfachungen, die mit einem auf physische Anwesenheit reduzierten Kopräsensbegriff einhergehen und zum Mythos Kopräsens beigetragen haben. Was ist daran (so) problematisch?

Problematisch ist zunächst die Suggestion, dass verkörperte Kopräsens keiner weiteren »Vermittlung« bedarf, sondern sich von selbst einstellt, sobald Personen zur gleichen Zeit am gleichen Ort sind. Reflexive Aufmerksamkeit ist aber kein Automatismus, sondern selbst eine (onto- wie phylogenetisch) evolutionäre Errungenschaft, im Zuge derer der menschliche Körper in Richtung Interaktionsfähigkeit fit gemacht worden ist. Der menschliche Körper mit seinen Wahrnehmungs-, Zeige- und Sprechorganen kann in diesem Sinn als eine eingefleischt-biologische Technologie zur Wahrnehmungsbewirtschaftung betrachtet werden, die als Ergebnis von Evolution mit der Ausrichtung humanspezifischer Ausstattungsmerkmale auf Interaktionsmöglichkeiten und -erfordernisse zu tun haben dürfte und insofern alles andere als »natürlich« ist. Nur auf der Grundlage dieser verkörperten Technologie kann sich so etwas wie Kopräsens einstellen. Die Gegenüberstellung von direkt-unmittelbarer Interaktion und medientechnologisch vermittelter Kommunikation, die man häufig findet,⁷² ist deshalb letztlich irreführend, wie Brian Due und Christian Licoppe in ihrer Einleitung zu einer Reihe von Studien zu »video-mediated interaction« betonen: »In the most basic forms, all interaction is mediated in some way, e.g. by language, bodies, objects, culture, history, technologies and so on [...]. There is no unmediated interaction with which the mediated can be contrasted.«⁷³ Ähnlich heißt es an anderer Stelle: »The difference between, say, a face-to-face interaction and a video call is not that one is unmediated and the

other mediated; it is rather to be found in the way the production of particular sequences may be accomplished, enabled, constrained, or inhibited.«⁷⁴

Es geht also, anders gesagt, um verschiedene Konfigurationen von Kopräsenz, die nicht auf einer Gegenüberstellung von direkter und vermittelter Interaktion beruhen, sondern sich durch verschiedene Manifestationen reflexiver Aufmerksamkeit auszeichnen und den biologischen oder technologischen »affordances«⁷⁵ entsprechen, die sie dabei ausnutzen können. Dabei ist nicht von vornherein ausgemacht, dass es lediglich und immer Menschen mit ihren Körpern im Vollsinn humanpezifischer Wahrnehmungsausstattung braucht, damit Kopräsenz zustande kommen kann. Auch technisch vermittelte Kommunikation kann Interaktion sein und Kopräsenz technisch vermittelt zustande gebracht werden, wenn und in dem Maße, in dem reflexive Aufmerksamkeit im Spiel ist. Das ist viel verbreiteter, als es die Formulierung nahelegen mag. Man denke nur an Telefon und Videokonferenz. Mit der Pandemie ist insbesondere die videobasierte Interaktion (außerhalb des engen persönlichen Kreises) vielleicht schon wichtiger und allgegenwärtiger geworden als herkömmliche Konfigurationen von Kopräsenz. Sie entlastet die Interaktion von der Gleichräumlichkeit der Beteiligten, indem sie Wahrnehmungswahrnehmung durch den Einsatz von Übertragungstechnologie ermöglicht, was zu einer neuartigen Form von Telekopräsenz⁷⁶ führt. Kopräsenz-basierte Interaktion mit reflexiver Wahrnehmung muss sich also nicht auf die körpereigene Sensorik und Motorik beschränken, also auf das, was Goffman als »the naked and embodied kind of receiving and conveying« bezeichnet hat.⁷⁷ Im Gegenteil: »[T]he situation is not »naked«.⁷⁸ Und sie war es vielleicht noch nie, wenn man an die Instrumentalisierung des Körpers für Interaktion denkt. Mit dem Einsatz von Technologie kommt diese Ausstattung mit Empfangs- und Sendungsinstrumenten womöglich bloß an die Oberfläche. Dass und wie körpereigene Sensorik und Motorik durch Technik erweitert werden kann, belegt nicht erst das Phänomen sich rasant verbreitender Videokonferenztools, sondern auch schon der Fall des Telefonierens, bei dem mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingeln wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, also Kopräsenz hergestellt wird – auch wenn zwischen den Beteiligten der Atlantik liegt. Dass sich Wahrnehmungswahrnehmung dabei sensorisch auf auditive Wahrnehmung beschränkt, ändert nichts an dem prinzipiellen Mechanismus reflexiver Aufmerksamkeit: Wer mit dem Telefonieren als Praxis vertraut ist, kann mit dem Abnehmen des »Hörers« (sic!) hören, dass gehört wird und sich fortan daran orientieren, dass er und sie in Kopräsenz miteinander »verbunden« sind. Das ist im Prinzip nicht

anders als beim Blickkontakt, der auch zu einer Praxis gehört, mit der man vertraut (gemacht) werden muss, bevor man daraus wie selbstverständlich auf die Wahrnehmung von reflexiver Aufmerksamkeit schließen kann. Mit den erweiterten Möglichkeiten von Videoanrufen tut sich an dieser Stelle ein weites Feld techno-sozial vermittelter Kopräsens auf, das neben körpereigener Sensorik und Motorik auch menschliche Kognition durch künstliche Intelligenz partiell ersetzbar machen könnte – was bereits die mit dem Mythos Kopräsens verbundenen »Agency«-Idealisierungen aufruft (s.u. III.).

Wir berühren mit dem Beispiel technisch vermittelter »Teleinteraktionen«⁷⁹ noch eine weitere nicht zu unterschätzende Engführung, die mit der Orientierung an der »Face-to-face«-Konfiguration verbunden ist. Sie besteht in der Vorstellung, dass Kopräsens die gesamte Bandbreite menschlicher Sinneswahrnehmung erfordert und einbezieht. Mit dieser Vorstellung im Hintergrund kann man z.B. kritisch anmerken, dass Teleinteraktion in der Regel nicht an die »Multisensorik« der »Face-to-face«-Konstellation herankommt: »Es ist allerdings eine offene Frage, ob diese ›face-to-screen situation« (wie sie in den von Karin Knorr Cetina beschriebenen Fällen »globaler Mikrostrukturen« vorliegt) »tatsächlich ein Äquivalent für die gemeinsame multisensorische Wahrnehmung in einer face-to-face-Situation ist.«⁸⁰ Dies Zitat steht im Zusammenhang der Diskussion der Bedeutung von Gleichörtlichkeit für Interaktion. Während dieses Kopräsenskriterium mit Verweis auf Teleinteraktion inzwischen vielfach und zu Recht aufgegeben wurde (weil es zum Mythos Kopräsens gehört), hält Bettina Heintz u.a. mit dem Hinweis auf die Bandbreite menschlicher Sinneswahrnehmung daran fest:

Während Telekommunikation keinen oder einen nur sehr beschränkten Zugriff auf Kontextinformationen und non-verbale »Leibkundgaben« [...] erlaubt, steht der Interaktion das gesamte Repertoire an Ausdrucks- und Erscheinungsformen, an Gesten, Mimiken, Körperhaltungen und paraspachlichen Zeichen zur Verfügung, aus denen sich weitere Informationen gewinnen lassen. Es ist diese Dichte und Gleichzeitigkeit der Information, die die Komplexität und Flexibilität einer Kommunikation unter (physisch) Anwesenden ausmacht.⁸¹

Der Punkt ist nicht, dass diese Beschreibung nicht stimmen würde. Der Punkt ist, dass die hier beschworene Multisensorik der Interaktion als Leitorientierung mit dem Kriterium der Wahrnehmungswahrnehmung nicht gedeckt ist. So allgegenwärtig die Vielfalt der Sinneswahrnehmungen unter

physisch Anwesenden sein mag, so wenig hängt daran die Möglichkeit reflexiver Aufmerksamkeit. Das gilt nicht erst seit dem Telefonieren, sondern auch unter physisch Anwesenden, die nicht der Vorstellung uneingeschränkter menschlicher Sinneswahrnehmung entsprechen – davon abgesehen, dass die Multisensorik der Interaktion auch aus anderen Gründen, die mit der Rahmung und Situierung der Interaktion zu tun haben, massiv eingeschränkt sein kann. Auch die Multisensorik ist etwas, das nicht einfach gegeben ist, sondern – speziell mit der Etablierung des Interaktionsraums – in und mit Interaktion hergestellt und »geleistet« werden muss. Wenn von der »unhintergehbaren Präsenz einer gemeinsamen Außenwelt« die Rede ist, »die für alle gleichermaßen hörbar, greifbar und sichtbar ist«, ⁸² kommt also zu kurz, dass diese »gemeinsam[e] Außenwelt« unter Anwesenden nicht einfach gegeben ist, sondern interaktiv hergestellt werden muss. Es ist das eine Vorstellung, die in den letzten Jahren mit dem Aufschwung videobasierter Datenerhebungstechnologien und der in diesem Zuge viel betonten »Multimodalität« ⁸³ der Interaktion empirisch untermauert worden ist. Der Impuls dieser Forschungen liegt häufig darin, die Vorrangstellung des Hörbaren, und damit insbesondere die der Sprache, durch den Aufweis speziell der sichtbaren Erscheinungsformen der Interaktion (früher »nonverbale Kommunikation« genannt) zu relativieren. Gerade für die transkriptionsbasierte Tradition der Interaktionsforschung ist dieser Impuls gut nachvollziehbar, insofern die Fixierung auf die Transkription des Gesprochen-Gehörten stark dazu beigetragen hat, alle anderen Erscheinungsformen der Interaktion zu dem zu zählen, was von außen ergänzt und hinzugefügt werden kann. Kopräsenz ist eben niemals nur sprachlich vermittelte Kopräsenz, wiewohl die Konfiguration von Kopräsenz durch den Einsatz von Sprache massive Auswirkungen auf die Interaktion gehabt haben dürfte. ⁸⁴ Die Betonung der Multimodalität hat ihren Reiz aber auch darin, dass sie zeigt, wie genau bestimmte Sinneswahrnehmungen (wie das Sehen) oder die an den menschlichen Sinnesorganen orientierte Vielfalt der Sinneswahrnehmungen interaktiv relevant gemacht werden. D.h. aber auch, dass Multisensorik nicht einfach als Normalfall der Interaktion anzusehen ist. Es ist vielmehr eine empirische Frage, die konkrete Multimodalität einer Kopräsenzkonfiguration zu bestimmen. Dabei liegt mit der »Face-to-face«-Stilisierung von Kopräsenz eine Überbewertung speziell des Sehens offenkundig nahe. Sie wird auch theoretisch mit der Betonung des Blick(-kontakts) für das Zustandekommen von Interaktion vorangetrieben. ⁸⁵ Es spricht zwar nichts dagegen, die Charakteristik der Wahrnehmungswahrnehmung am Beispiel des Blickkontakts zu entwickeln (wie das viele

Klassiker der Interaktionsforschung vor und seit Goffman getan haben). Zweifellos ist das ein für das Zustandekommen von Interaktion hochgradig aufschlussreiches Phänomen. Aber die Quintessenz aus der Beschäftigung mit diesem Phänomen muss so ausfallen, dass sie auch Kopräsenskonfigurationen erfassen kann, die im Hinblick auf die Wahrnehmungsmöglichkeiten der Beteiligten drastisch eingeschränkt sind. Nicht nur beim Telefonieren im Old-School-Modus gibt es keinen Blickkontakt, ohne dass die Interaktion damit zum Erliegen käme. Kopräsens ist als Kommunikationsbedingung auch mit Blick auf die zur Verfügung stehenden Sinneswahrnehmungen viel robuster, als es den Anschein hat, wenn gerade vor dem Hintergrund »technisch vermittelt« eingeschränkter Kopräsens die gesamte Fülle der Multimodalität »unmittelbar-direkter« Kopräsenssituationen ins Feld geführt wird. Es wird sich diese Robustheit auch dann zeigen, wenn wir im Folgenden zu der nächsten problematischen Annahme, der »Agency«-Idealisierung, übergehen.

III.

Die Orientierung an physischer Anwesenheit und der damit verbundene »body-to-body starting point« haben mit dazu beigetragen, dass wir uns Interaktionsbeteiligte in der Regel als Menschen mit entwickelter und weitgehend uneingeschränkter Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsfähigkeit und in diesem Sinn als Personen im Vollsinn intelligenter menschlicher Sensomotorik vorstellen – vereinfacht gesagt: als »normale wache Erwachsene«. ⁸⁶ Wir sehen darin eine Idealisierung von Interaktionsfähigkeit, die mit basalen Normalitätsvorstellungen von »agency« zu tun hat und dazu anleitet, der Einfachheit halber von »isolierten vollkompetenten Akteuren« ⁸⁷ als Interaktionsbeteiligten auszugehen, die bereits gelernt haben, was es für die Teilnahme an Interaktion braucht, und die deshalb entsprechende Erwartungen an sich selbst und die anderen Beteiligten mitbringen. Dazu gehört dann u. a. wie selbstverständlich die Fähigkeit, wahrzunehmen, was als verlässliches Anzeichen für die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens gelten kann, und darüber hinaus die Unterstellung von so etwas wie (Selbst-)Bewusstsein, Intentionalität und Sprachkompetenz. ⁸⁸ Wir sehen darin eine Idealisierung, weil es in empirischer Hinsicht viele Konfigurationen von Kopräsens gibt, die dieser Idealvorstellung auf Seiten der Beteiligten offensichtlich nicht gerecht werden, und weil damit in theoretischer Hinsicht ein komplexes Konglomerat von Interaktionsfähigkeit vorausgesetzt wird, das die soziale Emergenz von Kopräsens unterläuft. Eine solche Prämisse wird der Umstellung von physi-

scher auf soziale Anwesenheit nicht gerecht, weil es mit dieser Umstellung in den Verantwortungsbereich der Interaktion gerät, ihre Teilnahmebedingungen jeweils fall- und situationsspezifisch zu definieren. Mit anderen Worten: In und mit Interaktion wird entschieden, was es an »agency« im Sinne von Interaktionsfähigkeit auf Seiten der Beteiligten jeweils braucht. Interaktionsfähigkeit ist deshalb keine Voraussetzung für Interaktion, sondern ein Effekt von Interaktion, eine emergente Hervorbringung, die mit Kopräsenz untrennbar verbunden ist und in und mit Kopräsenz sozial manifest wird. Auf diese Weise kann man erklären (und empirisch rekonstruieren), wie so etwas wie Interaktionsfähigkeit in der Ontogenese des Menschen in der Erwachsenen-Kind-Interaktion auftaucht und in der Phylogenese ko-evolutionär mit dem Aufkommen von Kopräsenz sich allmählich humanspezifisch ausbildet und weiterentwickelt. Kopräsenz erweist sich zudem in dem Maße als eine ausgesprochen robuste und höchst anpassungsfähige Kommunikationsbedingung, in dem sie sich nicht an Idealvorstellungen voll entfalteter menschlicher Sinneswahrnehmungen orientiert, sondern offen ist für alles, was reflexive Aufmerksamkeit ermöglicht und forciert. Die Frage ist dann – möglichst niedrigschwellig –, was es braucht, damit reflexive Aufmerksamkeit in Gang kommen kann, so dass Anwesende für Anwesende als potentielle Interaktionsbeteiligte in Frage kommen können. Dabei muss man sich vor dem hüten, was Christian Meyer zu Recht als eine »Mystifizierung des Körpers« beschreibt:

Körperliches Beisammensein ist dazu [also interaktionale Wechselseitigkeit; Anmerkung von uns] ebenso wenig zwingend notwendig wie wechselseitiges Anblicken. Denn wesentlich für Interaktion ist wechselseitige reflexive Wahrnehmung unabhängig von der semiotischen Ressource: Es müssen nicht nur die Äußerungen des Sprechers für den Hörer, sondern auch die Reaktionen des Hörers für den Sprecher in irgendeiner Form wahrnehmbar (hörbar, spürbar, sichtbar) sein. Eine Forderung der physischen Anwesenheit von ganzen Körpern statt ihrer semiotischen Ausdrucksmöglichkeiten käme einer Mystifizierung des Körpers gleich.⁸⁹

Es geht hier auch um die Vielfalt von Kopräsenzkonfigurationen, in denen wir es offenkundig *nicht* mit »normalen wachen Erwachsenen« zu tun haben, die sich zudem mit einem Höchstmaß an Konzentration und Aufmerksamkeit einander zuwenden.⁹⁰ »Die unhintergehbare Präsenz einer gemeinsamen Außenwelt, die für alle gleichermaßen hörbar, greifbar und sichtbar ist«, ist also nicht nur mit Bezug auf den Interaktionsraum, sondern auch im Hinblick auf

die dabei vorausgesetzten Fähig- und Fertigkeiten der Beteiligten eine Fiktion. Dass »der Interaktion das gesamte Repertoire an Ausdrucks- und Erscheinungsformen, an Gesten, Mimiken, Körperhaltungen und parasprachlichen Zeichen zur Verfügung« steht, stimmt eben nicht grundsätzlich für Interaktion (im Gegensatz etwa zur »Telekommunikation«), sondern entspringt gleichermaßen der Stilisierung von Unmittelbarkeit wie der Idealisierung von »agency«.⁹¹ Längst gibt es eine Vielzahl an empirischen Untersuchungen von Interaktionsereignissen, für die das hier stillschweigend implizierte Norm- und Idealbild von »agency« nicht zutrifft. Man denke nur, besonders naheliegend, an die schon erwähnten Forschungen zur frühen Erwachsenen-Kind-Interaktion oder an »Menschen mit Demenz als Interaktionspartner«.⁹² Allerdings zeigen schon die Titel dieser Forschungsbereiche mit ihren sozialen Kategorisierungen, dass die Orientierung am vermeintlichen »Normalfall« nicht eingeschränkter »agency« damit nicht schon ausgeschlossen ist. Es scheint deshalb angezeigt, anstelle einer stillschweigenden »Agency«-Idealisierung über das nachzudenken, was es auf Seiten der Beteiligten braucht, damit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Wir fragen also möglichst niedrigschwellig nach »agency« im Sinne der Fähigkeit, an Interaktion teilzunehmen, d.h. als Interaktionsteilnehmer:in für Andere in Frage zu kommen.

Dabei müssen wir im Auge behalten, dass Interaktionsfähigkeit grundsätzlich nicht als eine Vorbedingung von Kopräsens eingeführt werden darf. Wir haben schon daraufhingewiesen, dass die Ersetzung von physischer durch soziale Anwesenheit den Blick darauf öffnet, dass die kommunikative Konstruktion von Anwesenheit auch das einschließt, was dabei auf beiden Seiten der Beteiligten an Interaktionsfähigkeit unterstellt werden muss. Dass es Menschen aus Fleisch und Blut, etwas verklausulierter: »Personen« (s.u.), sind, die sich begegnen, könnte aus dieser Perspektive nicht mehr sein als eine uns besonders gut vertraute und überaus verbreitete Kopräsenskonfiguration, die es im Hinblick auf ihre Charakteristik erst noch zu durchschauen und in ihrer vermeintlich selbstverständlichen Normalität zu entlarven gilt. Es könnte daher weiterführen, sich zu fragen, was unter Anwesenden einen Verdacht auf Interaktionsfähigkeit auslöst und was umgekehrt einen solchen Verdacht ins Wanken bringen kann. Es geht dann nicht darum, festzulegen, was »gegeben« sein muss, sondern darum, typische Auslöser für reflexive Aufmerksamkeit ausfindig zu machen. Manches spricht dafür, dass die situative Evidenz (Sichtbarkeit oder Unterstellbarkeit) spezieller Sensoren – verkörperter Natur wie im Falle der Wahrnehmungsorgane von Lebewesen oder technisch

vermittelter Art wie im Falle z.B. von Kameras und Mikrofonen – vertrautheitsabhängig einen Anfangsverdacht auf Kopräsenz auslösen kann. Umgekehrt ist das Einschlafen unter physisch Anwesenden ein instruktives Beispiel dafür, dass und wie soziale Anwesenheit in soziale Abwesenheit umschlagen kann, wenn und in dem Maße, in dem die Wahrnehmungsfähigkeit und mit ihr die Aufmerksamkeit für andere Anwesende merklich eingeschränkt wird. Es braucht also Indikatoren, um darauf zu schließen, dass in einer konkreten Situation Informationen durch Sensoren gewonnen werden (können). Salopp gesagt: Es braucht einen Anlass dafür, um anzunehmen, dass ich nicht »allein« bin, wobei Alleinsein hier nicht mehr heißen soll als: nicht von Anderen wahrgenommen und beobachtet zu werden. Ein solcher Anlass muss nicht immer jemand sein, der oder der mir mit seinen Wahrnehmungsorganen sichtbar zugewandt und aufmerksam anwesendeist. Wer über einen öffentlichen Platz geht, mag sich auch ohne konkrete Evidenz beobachtet vorkommen und auf diese Weise unterstellen, dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Öffentlichkeit wäre entsprechend als eine Kommunikationsbedingung zu verstehen, unter der man unterstellen kann, wahrgenommen zu werden, ohne dafür eine selbst auf konkreten Wahrnehmungen basierende Evidenz zu haben.⁹³ Daran wird ersichtlich, wie sehr Auslöser für Kopräsenzverdachtsmomente dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen. Sicher sprechen wir mit Bezug auf Öffentlichkeit von Grenzphänomenen von Kopräsenz, die die Bedingung reflexiver Aufmerksamkeit arg strapazieren, aber sie machen noch einmal von anderer Seite deutlich, wieso sich im Fall physischer Anwesenheit von Menschen mit zugewandten Wahrnehmungsorganen Interaktion kaum vermeiden lässt. Sie zeigen ferner, dass Lebewesen (darunter vorzugsweise Tiere) mit erkennbaren Sensoren (wie Augen) durchaus als Kandidaten für Interaktionsbeteiligung in Frage kommen. Speziell Haustiere sind nicht nur thematische Ressourcen der Interaktion,⁹⁴ sondern auch potentielle Interaktionsbeteiligte, was in den letzten Jahren eine Reihe von Forschungen ausgelöst hat (»human-animal-communication«). Auch lässt sich gut erklären, warum Roboter und andere Maschinen besonders dann in den Verdacht von Interaktionsfähigkeit und »agency« geraten, wenn sie Wahrnehmungsevidenz (z.B. durch ausgeprägte Sensorik) vermitteln. Wir kommen hier auf Kopräsenzkonfigurationen zu sprechen, die häufig als Grenzfälle des Sozialen thematisiert werden. Christian Meyer spricht in diesem Zusammenhang von »Wesen mit abgestufter Normalität, Wachheit und Erwachsensein« und nennt als Beispiele »Kinder, Tiere, Menschen mit Demenz, Roboter, Geister etc.«.⁹⁵

Solche Grenzfälle belegen, wie sehr gesellschaftlich vermittelte Erwartungen und Vorstellungen von Wahrnehmungsfähigkeit das Anlaufen reflexiver Aufmerksamkeit prägen können. Es geht dann darum, wie stark die soziale Welt der wahrnehmungsfähigen Lebewesen und Dinge ausgedehnt bzw. umgekehrt eingeschränkt wird. Offensichtlich ist das kultur- und milieuabhängig, so dass das Ausbleiben oder Anlaufen von Wahrnehmungswahrnehmung auch dadurch beeinflusst wird, wer wem Interaktionsfähigkeit zuschreiben oder absprechen mag. Wenn man Personen als »sozial identifizierte Erwartungskollagen« versteht, die als Interaktionsteilnehmer:innen adressiert werden können,⁹⁶ könnte man auch sagen: Es geht darum, wer und was in einer Gesellschaft als »Person« anerkannt ist. Dieser basale Personenstatus ist gewissermaßen eine Art Default-Annahme, die mit erwachsenen Menschen verbunden ist, aber wohl auch darüber hinaus ausgedehnt werden kann, so dass auch nicht sinnlich wahrnehmbare Akteure (wie »Gott«) unter besonderen Bedingungen Personenstatus erhalten und damit bedingt interaktionsfähig werden können. Der Personenstatus kann umgekehrt aber auch für erwachsene Menschen kritisch werden. Ob und in welchem Ausmaß Kopräsens zustande kommt, lässt sich also nicht von der Gesellschaft abtrennen, innerhalb derer sie sich ereignet oder eben auch nicht ereignet. Schon auf dieser grundlegenden Ebene bestätigt sich die grundsätzliche Abhängigkeit der Interaktion von Gesellschaft. Wie wir noch ausführen werden, lassen sich Interaktionen als »Episoden des Gesellschaftsvollzugs« verstehen.⁹⁷

Interaktionssysteme [müssen] immer Gesellschaft voraussetzen, [können] ohne Gesellschaft weder begonnen noch beendet werden [...]. Sie [die Interaktionen; Anmerkung von uns] sind nur möglich auf Grund der Gewissheit, dass gesellschaftliche Kommunikation schon vor dem Beginn der Episode abgelaufen ist, so dass man Ablagerungen vorangegangener Kommunikation voraussetzen kann; und sie sind nur möglich, weil man weiß, dass gesellschaftliche Kommunikation auch nach Beendigung der Episode noch möglich sein wird.⁹⁸

Es gilt dies schon für minimale Anforderungen an Interaktionsfähigkeit. Wenn Interaktionsfähigkeit – wie o. ausgeführt – in und mit Interaktion zustande gebracht wird, geschieht das nicht voraussetzungslos, sondern im Anschluss an Annahmen über und Erwartungen an soziale Anwesenheit, mit denen so etwas wie soziale Zugehörigkeit automatisch in die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens eingeht und diese mitstrukturiert, ja mehr noch:

diese überhaupt erst ermöglicht. Mit großer Selbstverständlichkeit notiert Niklas Luhmann diese Abhängigkeit der Interaktion von Gesellschaft, auch wenn er dabei »Menschen« als Interaktionsbeteiligte voraussetzt:

Interaktionssysteme bilden sich unter Anwesenden. Sie entstehen, sobald Menschen sich wechselseitig wahrnehmen und daraufhin in Kommunikation treten. Anwesenheit ist Anlass und zugleich Grenze der Systembildung. Gesellschaftssysteme sind dagegen die jeweils umfassendsten Systeme sinnhafter Kommunikation. Mit jedem Vollzug von Kommunikation weitet sich Gesellschaft aus, jede Unterlassung von Kommunikation ist Verzicht auf Gesellschaft. Gesellschaft existiert immer, bevor es zur Interaktion kommt, denn sonst würden die Menschen einander gar nicht als interaktionsfähig erkennen.⁹⁹

Von dieser Abhängigkeit der Interaktion von Gesellschaft aus gesehen ist es also nicht »natürlich« und alles andere als selbstverständlich, dass Kopräsenz emergiert und Interaktion anläuft, sobald »zwei oder mehr Personen [...] einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung [geraten]«. ¹⁰⁰ Wer überhaupt als »Person« adressiert werden kann, ist bereits Teil dessen, woran physisch Anwesende anknüpfen können und anknüpfen müssen als Teil ihrer Erwartungen und Vorstellungen über Interaktionsfähigkeit und »agency«. Das gilt bereits für das basale Erfordernis von reflexiver Aufmerksamkeit, und es versteht sich von selbst, dass es erst recht für alle weitergehenden und anspruchsvolleren Merkmale von Interaktionsfähigkeit gilt. Wie immer man diese Überlegungen fortführen mag: Sobald man hinter die »Agency«-Idealisierung zurückgeht, erweist sich Kopräsenz als eine sozial wandelbare Kommunikationsbedingung, die auch das, was als Menschsein gilt, als Hervorbringung miteinschließt und genau deshalb auch evolutionär offen ist für Weiterentwicklungen von Interaktionsfähigkeit jenseits des Menschseins. Damit wollen wir es an dieser Stelle bewenden lassen, weil wir zum Abschluss dieses Essays noch einmal eigens auf Implikationen von Interaktionsfähigkeit zurückkommen werden.

IV.

Das Raum-Zeit-Apriori, die Stilisierung von Unmittelbarkeit und die »Agency«-Idealisierung haben maßgeblich zum Mythos Kopräsenz beigetragen. Diesbezüglich sind deshalb Revisionen am Konzept von Kopräsenz ange-

bracht, ohne dass man dabei allerdings das zentrale Kriterium reflexiver Aufmerksamkeit aufgeben muss. Darin unterscheiden wir uns von Beiträgen, die das Kriterium physischer Anwesenheit ebenfalls zurückweisen, aber das Kriterium reflexiver Aufmerksamkeit durch den Hinweis auf zeitversetzte Reaktionspräsenz (»response presence«) relativieren.¹⁰¹ Kopräsens ist keine der Interaktion vorangehende Grundbedingung von Kommunikation, sondern bereits ein Effekt der Interaktion, der im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung systematisch herbeigeführt wird. Kopräsens ist eine Hervorbringung – und darin weder »natürlich« oder »primordial« noch »direkt« und »unmittelbar«. Als Kommunikationsbedingung ist sie robust und anpassungsfähig, also z. B. nicht auf verkörperte Anwesenheit angewiesen. Sie kann massiv eingeschränkt sein oder durch Sendungs- und Empfangstechnologien »künstlich« über die Reichweite menschlicher Sensorik erweitert werden. Anwesende müssen nicht notwendig (erwachsene) Menschen aus Fleisch und Blut sein. Worauf es vielmehr ankommt, ist, dass die Beteiligten soziale Erwartungen an Interaktionsfähigkeit aufbauen können, die inklusive möglicher Implikationen von Wahrnehmungsfähigkeit, Bewusstheit und Intentionalität mit den praktischen Erfordernissen der jeweiligen Interaktion zu tun haben – so dass unter bestimmten Umständen auch Interaktion und Kopräsens mit Kleinkindern, Engeln, Robotern, Hunden oder Demenzkranken möglich wird. All das sind aktuell viel besprochene Grenzfälle von Interaktion, die sowohl empirisch-methodische wie theoretisch-methodologische Fragen aufwerfen. Sie zeigen, dass man auch mit einem engen Interaktionsbegriff auf eine fruchtbare Weise an Phänomene des gesellschaftlichen Wandels im Gegenstandsbereich anknüpfen und dabei zugleich nicht gedeckte Annahmen über Kopräsens in Frage stellen kann, die man womöglich über lange Jahre stillschweigend für selbstverständlich gehalten hat.

Mit all dem erweist sich Kopräsens als eine grundsätzlich gesellschaftlich konfigurierte und in diesen Konfigurationen wandelbare Kommunikationsbedingung. Sie liegt niemals in einem Ur- und Reinzustand vor, sondern stets in einer gesellschaftlich »(vor-)eingestellten« Erscheinungsform. Damit ist gemeint, dass es eine große Anzahl von »Einstellungen« gibt, die sich in den verschiedenen Konfigurationen von Kopräsens manifestieren und mit Interaktion flexibel angepasst und gestaltet werden können. Das macht die immense Bandbreite dessen aus, was als Interaktion alltäglich zustande kommt und sich auf die vielfach beschriebenen bipolaren Parameter erstreckt, in denen jeweils verschiedene Konfiguration von Kopräsens zum Ausdruck kommen: nah vs. fern, informell vs. formell, alltäglich vs. institutionell, stationär vs. mobil, mo-

no- vs. multimodal, monologisch vs. dialogisch, direkt vs. vermittelt, fokussiert vs. nicht fokussiert. Anders als es zuweilen den Anschein hat, lässt sich Kopräsenz nicht an einem Pol dieser Dimensionen verorten und z.B. als Prototyp von »konzeptioneller Mündlichkeit« einem Prototyp von »konzeptioneller Schriftlichkeit« gegenüberstellen.¹⁰² Vielmehr zeigen sich in solchen Konfigurationen die unterschiedlichen Ressourcen, an die in und mit Interaktion auf der Grundlage von Kopräsenz angeschlossen werden kann. In den zahllosen Konfigurationen von Kopräsenz manifestiert sich die Gesellschaftlichkeit der Interaktion. So hat etwa die Errungenschaft natürlicher Sprache(n) einen kaum überschätzbaren Einfluss auf die Konfiguration von Kopräsenz. So richtig es ist, dass Kopräsenz nicht auf Sprache angewiesen ist, so sehr stimmt es auch, dass Sprache die Konfiguration(-smöglichkeiten) von Kopräsenz massiv beeinflusst (hat). Wir kommen darauf im nächsten Kapitel zu sprechen.